Jugenderinnerungen

von

Ernst Rietschel.

Separatabdruck
aus der Biographie Rietschel's von Andreas Oppermann.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

Jugenderinnerungen.

Jugenderinnerungen

von

Ernst Rietschel.

Separatabdruck
aus der Biographie Rietschel's von Andreas Oppermann.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

Die „Jugenderinnerungen“ Ernst Rietschel's bilden einen Theil des trefflichen Buchs, das sein Schwager, Andreas Oppermann, über Leben und Werke des großen Künstlers — des Schöpfers der Lessing-Statue in Braunschweig, des Goethe- und Schiller-Standbildes in Weimar, des Luther-Denkmals in Worms und anderer Meisterwerke der Plastik — nach dessen Tode veröffentlicht hat.*)

Bald ward man zu freudiger Ueberraschung gewahr, daß in den „Jugenderinnerungen“, dieser einfachen und bescheidenen Selbstbiographie, der deutschen Literatur ein kostbares Kleinod beschert worden. So schrieb Adolf Stahr in der „Kölnischen Zeitung“ darüber:

„Diese Aufzeichnungen, von dem Künstler selbst für seine Familie niedergeschrieben und ursprünglich

*) Ernst Rietschel. Von Andreas Oppermann. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit dem Porträt Ernst Rietschel's und einem Anhange: I. Beschreibung des Luther-Denkmals zu Worms. II. Katalog für das Rietschel-Museum zu Dresden (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1873). Geh. 5 M. Geb. 6 M.

nicht für den Druck bestimmt, gehören nach Form und Inhalt zu dem Werthvollsten, was wir an autobiographischen Erinnerungen bildender Künstler in unserer Literatur besitzen. Sie zeigen den großen Künstler auch als Meister der Darstellung auf einem Gebiete, dem sein Leben und Streben fremd war; denn sie geben uns von der wahren und echten Natur des Menschen ein Bild, das sprechender, treuer und plastisch deutlicher selbst die Kunst des größten Meisters biographischer Darstellung nicht zu liefern vermögend gewesen wäre. In der That, diese eigenen Lebenserinnerungen Rietschel's sind ein Schatz, den sich jede deutsche Familie aneignen, den jeder deutscher Hausvater, jede deutsche Hausmutter ihren Kindern in gemeinsamer Lektüre zuführen sollte, um ihnen an dem Bilde eines der edelsten und liebenswürdigsten Menschen und eines der größten Künstler aller Zeiten zu zeigen, wie treuer Fleiß und reines Bestreben im Bunde mit deutscher Beharrlichkeit zuletzt siegreich alles schwerste Hinderniß der Lebensbahn zu überwinden vermögen."

Zur Verwirklichung des hier ausgesprochenen Wunsches, Rietschel's Jugendgeschichte möge Eigenthum jedes deutschen Hauses werden, will die vorliegende besondere Ausgabe beitragen, indem sie den goldenen Kern in neuer, zierlicher Schale darreicht.

Indem ich mich entschließe, Erinnerungen aus meinem Leben aufzuschreiben, geschieht dies nur, um den lebhaften Wunsch meiner Familie zu erfüllen, welcher ich oft Freude bereitet hatte, wenn ich von den kleinen Erlebnissen meiner durch Verhältnisse engbegrenzten Kindheit sowie von den Jahren meiner künstlerischen Entwickelung in Stunden behaglichen Zusammenseins erzählte. Das, was mit lebendiger stiller Aufmerksamkeit und Theilnahme, oder mit jubelnder Freude oft begrüßt wurde, wollte ich nun auch, schwarz auf weiß, der Erinnerung nicht entgehen lassen. Zudem glaube ich auch, daß meine Lebensführung manches enthält, was meinen Kindern zu Nutz und Frommen gereichen kann. Und so will ich denn, mit Gott, ohne einleitende Vorreden sogleich damit beginnen, eine kurze Charakteristik meiner guten Aeltern zu geben.

Mein Vater, Friedrich Ehregott Rietschel, geboren den 8. Februar 1768, war der älteste Sohn

seiner Aeltern. Der Großvater, ein wackerer Seilermeister in Pulsnitz, muß nach den Erzählungen meines Vaters ein sehr verständiger, braver Mann gewesen sein. Was mein Vater von ihm erzählte, habe ich damals unbeachtet aufgenommen, sodaß kein eigentliches Bild seiner Persönlichkeit in meiner Vorstellung entstanden; ebenso wenig von meiner Großmutter.

Mein Vater war seinem Aeußern nach ein stattlicher Mann, groß, in jüngern Jahren mehr hager. Sein Gesicht war einnehmend und ausdrucksvoll, verständig und mild, man konnte es im höhern Alter wol ehrwürdig nennen. Er war von weichem, empfänglichem Gemüth, barmherzig, voll zärtlicher Liebe zu den Seinen, christlich fromm, in der Noth fest im Vertrauen, in glücklichen Stunden unvergessen im Danke gegen Gott.

In die Kirche zu gehen, Morgen- und Abend-Hausandachten zu halten, eine Predigt zu lesen, war ihm Bedürfniß, und oft stimmte er im Bette vor dem Einschlafen noch ein kurzes Abendlied an, in das die Mutter und ich — der ich in derselben Kammer schlief und die wenigen Abendlieder, welche wegen ihrer Kürze für diesen Zweck in Anwendung kamen, bald auswendig wußte — mit einstimmten.

Mein Vater hatte in seiner Jugend große Lust zum Studiren, doch mein Großvater nicht die Mittel, darein zu willigen, er mußte ein Handwerk lernen

und ward zu einem Verwandten, einem Beutler oder Handschuhmacher, in die Lehre gethan.

Nach damaligem Gebrauche hatte er sich, als er Geselle geworden war, aufs Wandern begeben — ist aber nicht weit gekommen. Nachdem er einige Jahre in Nixdorf, einem Orte an der böhmischen Grenze, gearbeitet, kehrte er zurück, und hat sich später oft über diese seine Reisen, wie er sie nannte, lustig gemacht.

In den ersten Jahren seiner Verheirathung hatte er der Lust und Freude an Büchern dadurch Genüge gethan, daß er sich eine kleine Leihbibliothek — natürlich meist Romane, die er alt kaufte — anlegte. Doch kam er im Laufe des Krieges um die meisten Bücher. Sonntags, und wenn er wenig Arbeit hatte, war seine Freude, zu lesen. Makulatur bei den Kaufleuten ließ er gern nachsehen, ob auch darunter etwas zu finden sein möchte, was ihm nützlich werden könnte. Bei seinem Interesse an Astronomie wußte er sich durch Bücher, die er sich zu borgen suchte, ein Bild vom Planetensystem, Sonnen- und Mondfinsternissen, den Sternbildern u. s. w. zu verschaffen.

Seine drei Landkarten, von der Erde, Europa und Deutschland, kannte er auswendig, neue Karten konnte er sich nicht kaufen.

Den Nachbarn war er ein Rathgeber und Erklärer von manchen Dingen, die über ihren Horizont

gingen; sie wandten sich an ihn, daß er ihnen Briefe oder Aufsätze concipirte; stillschweigend und wie von selbst verständlich erkannten sie seine Bildung als über der ihrigen stehend an. Er machte sich meist Auszüge aus Büchern, und rührend ist es, daß, als er einst Bode's „Betrachtung des Weltgebäudes" geliehen erhielt, und da er sich das Buch nicht kaufen konnte — für einen bis anderthalb Thaler wäre dies möglich gewesen — er fast alle Abende eines Winters hindurch saß, um beinahe das ganze Buch abzuschreiben.

Meine Mutter, Karoline Salome Röllig, geboren den 6. September 1760, war das drittletzte Kind des Schullehrers Röllig in Gersdorf, zwischen Pulsnitz und Kamenz gelegen. Mein Urgroßvater war Schullehrer in Königsbrück gewesen. Diese meine Großältern habe ich noch gekannt und mit meiner Mutter oft besucht. Der Großvater war ein sehr ernster, strenger Mann, der wenig mit mir verkehrte und der mich schon sehr ermuthigte, wenn er sagte: „Nun, Ernst, was machst du?" Ich hatte den höchsten Respect, ja Furcht vor ihm, wenn er, ein großer langer Mann mit gepuderter Perrüke und einer langen Thonpfeife im Munde, uns empfing, meine Mutter ernst, aber liebevoll begrüßte. Er genoß große Liebe und Achtung in seinem Dorfe, und hatte mit Frömmigkeit und Treue sein Amt wohl geführt über funfzig Jahre lang.

Die Großmutter war weicher und freundlicher; immer wurde etwas vorgesucht, entweder Obst oder Butterbrot, fetter gestrichen als ich gewohnt war, um mich zum Gefühle eines gern gesehenen Gastes zu bringen.

Meine Mutter war von außerordentlich sanftem Charakter, mehr schweigsam und in sich gekehrt; ich habe sie nie heftig gesehen, und doch war sie nichts weniger als phlegmatisch. Stets und unermüdlich thätig, aufopfernd und entsagend aus innerster Demuth; in ihrem Aeußern ein Muster weiblicher Sauberkeit und Nettigkeit. Ihr Gesicht war wohlgebildet; in ihrer Jugend soll sie sehr hübsch gewesen sein. Ihr Ausdruck war freundlich, sanft, bescheiden. Die Verhältnisse ihrer Aeltern geboten, daß sie, als sie erwachsen war, gleich den andern Schwestern in ein dienendes Verhältniß eintreten mußte. So geschah es denn, daß sie mein Vater als junger Beutlermeister in Pulsnitz kennen lernte und sie heirathete.

Die frühern Erlebnisse in der Ehe meiner Aeltern kenne ich nicht, sie waren jedenfalls besser, als die Kinder noch klein waren, das Handwerk noch blühte, welches in kleinern Städten weniger darin bestand, Beutel oder Handschuhe als vielmehr Beinkleider aus Leder für die Landleute zu machen: ein Gebrauch, der später durch das billigere Tuch mehr und mehr verdrängt wurde.

Die Abgaben waren noch mäßiger und die Existenz billiger. Und obwol in der Zeit, welche in meine Erinnerung fällt, bisweilen günstigere Umstände eintraten, etwas mehr Arbeit und Verdienst war, die nothwendigsten Bedürfnisse erschwungen wurden, sodaß z. B. mein Vater Winterholz fahren lassen, ja einigemal ein Schwein mästen und schlachten lassen konnte, so haben doch die Sorgen, wo Brot, wo Kleider hernehmen, nie ganz aufgehört. Mein Vater gewann in Momenten, wo es besser ging, bald Heiterkeit und einigte sich mit der Gegenwart; die Mutter aber war von schwerem Gemüth, und die Unfähigkeit, ihre Gefühle bei solchen Stimmungen in Worten auszusprechen, ließ sie oft den ganzen Tag über an der Arbeit schweigend sitzen und nicht zu einer wahren, innern Heiterkeit kommen.

Am 10. October 1795 wurde meine älteste Schwester Karoline Friederike, den 9. Februar 1800 meine zweite Schwester Juliane Friederike, ich selbst den 15. December 1804 geboren.

Das erste, was aus der frühesten Kindheit im Bewußtsein meiner Erinnerungen geblieben ist, war ein Wohlgefallen an kleinen Bilderchen und Holzschnitten, wie sie damals in gewöhnlichen Bilderbogen für Kinder existirten. Was ich fand, das nur irgendeiner Gestalt von Menschen oder Thier ähnlich war, sammelte ich und klebte es in ein altes Buch. Ich

versuchte selbst auf der Schiefertafel zu zeichnen was mich interessirte, so z. B. in meinem dritten Jahre einen Bärenführer mit seinem Bären, welcher mich auf der Straße mit staunendem Interesse erfüllt hatte. Weil beide, Mensch und Bär, wahrscheinlich als solche etwas erkennbar sein mochten, wurde ich — wie ich mich entsinne — von besuchenden Nachbarn, welche sich darüber wunderten, sehr gelobt.

Meine Schwestern mußten mir ganze Schiefertafeln voll Figuren, weniger zeichnen als vielmehr hinschreiben, die wie nach einer Schablone aneinandergereiht wurden, deren Kopf aus einem O bestand, ein Dreieck untendran statt Körper, zwei Horizontalstriche als Arme, und zwei Linien mit kleinen Winkeln unten statt Füßen. Unermüdlich konnte ich der reihenweisen Hinschreibung dieser willkürlichen Zeichen, welche Figuren vorstellen sollten, zusehen.

Im sechsten Jahre malte ich eine liegende Kuh mit Wasserfarben, ob aus dem Kopfe — ich weiß es nicht, welche ebenfalls viel Beifall hervorrief. Es blieb nun bei mir das Interesse für Zeichnen und Bilder anhaltend rege; freilich fielen mir letztere sparsam zu, denn nur selten konnte ich vom Vater den Kauf eines Bilderbogens für sechs Pfennige erlangen. Jedes neu acquirirte Blättchen, ob ich es fand oder geschenkt erhielt, wurde copirt, und später war ich andern in der Schule das, was meine Schwestern

mir gewesen: ich zeichnete ihre Schiefertafeln voll Soldatenzüge und Schlachten.

Besondere kleine Ereignisse, die sich in meiner Erinnerung markirt hätten, weiß ich aus dieser frühesten Zeit wenig; nur Folgendes ist in meinem Gedächtniß, und sehr lebendig geblieben:

Meine Mutter, die im Hause eines Kaufmanns viel mit Nähen beschäftigt war, hatte mich einst auf Wunsch der Familie dorthin mitgenommen. Es ward mir Spielzeug vorgelegt, so viel und schön, wie ich es noch nie gesehen hatte; ich war ganz beglückt, und besonders fielen mir zwei nürnberger Holzpüppchen in die Augen, eins grün, das andere roth angestrichen. Die Lust, eins mitzunehmen, erwachte, zugleich die Angst davor. Die Wahl wurde schwer, ich entschloß mich, beide in mein Kleidchen zu verstecken, und eilte von meiner Mutter weg nach Hause. Jubelnd kam ich dem Vater entgegen, als ob ich die Figürchen geschenkt erhalten, doch bat ich ihn zugleich, sie nicht zu zeigen, wenn jemand aus jenem Hause zu uns kommen würde. Alsbald schloß mein Vater auf den Hergang, und streng sah er mir ins Gesicht mit den Worten: „Du hast dies genommen, im Augenblick trag sie wieder hin." — Weinend gestand ich mein Vergehen. Mit dem Versprechen, sie hinzutragen legte ich sie bei einem Nachbar in dem Hofraum in einen Winkel; allein indem ich mich umwandte, um

zurückzugehen, stand mein Vater mit der Ruthe, wie der Engel vor dem Paradies, zu meinem Schrecken vor mir, und nachdem ich die Figürchen wieder hervorgesucht, mußte ich sie in das Haus des Kaufmanns tragen. Mein Vater folgte mit der Ruthe, bis er mich hineintreten und wiederkommen sah. Ich hatte sie dort auf einen Tisch in der Hausflur gelegt.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört auch die Erscheinung eines alten Hadernsammlers. Derselbe war ein ungewöhnlich großer, sehr ernster, achtzigjähriger Greis mit einem Leinwandkittel und einem dreieckigen Hute. Er flößte mir großen Respect ein und wurde von meinem Vater mit vieler Achtung behandelt. Er war in astronomischen Gegenständen sehr erfahren, erklärte uns häufig den Lauf der Gestirne und hatte viele Kenntnisse in der Geometrie. Was aber meine scheue Ehrfurcht vor diesem Manne vermehrte, war eine Erzählung meines Vaters, wonach der alte Mann in einem Dorfe einem Kinde begegnet sein sollte, welchem er, nachdem er ihm in die Hand gesehen, einen baldigen Tod prophezeit habe; und wirklich sei dies Kind drei Stunden später ertrunken. Dieser Hadernsammler hatte oft Kindern die Nativität gestellt, ich entsinne mich, daß er auch aus meiner Hand Glück weissagte.

Mein Schulunterricht bestand bis zum elften Jahre nur im Lesen der Psalmen und Evangelien (welche

als einzelne Bücher in unsern Händen waren und aus denen wir Sprüche auswendig zu lernen hatten), Schreiben und Rechnen; im letztern kam ich bis zum Multipliciren. Ich erinnere mich keiner Anregung aus dieser Schulzeit. Nur wenn wir in den Psalmen lasen, fühlte ich mich bisweilen in einer besondern Gemüthsstimmung, die mir einen wehmüthigen Eindruck, wie Heimweh, zurückließ; besonders brachte dies Gefühl der hundertsiebenunddreißigste Psalm hervor: „An den Wässern zu Babylon u. s. w." Die unbeschreibliche Seelentrauer und Sehnsucht, die darin ausgesprochen, versetzte mich jedesmal in eine tiefelegische Stimmung, welche sich in der Vorstellung von Bildern des Morgenlandes erging, erzeugt durch die fremden, schönen und mir wunderbar vorkommenden Namen der Völker, Städte und Berge, durch die extravaganten Schilderungen der Natur, die Bitten um Untergang der Feinde, zuletzt und mit Einem Worte durch den hochpoetischen Schwung dieser Gesänge.

Die Schule war in zwei Klassen getheilt, die kleinen Knaben beim Cantor, die großen von zehn oder elf Jahren beim Rector. Dieser letztere, Namens Fiedler, war ein trefflicher Mann, den ich sehr liebte. Der Unterricht beschränkte sich nach damaliger Weise nur auf wenige Gegenstände: des Vormittags eine Stunde Religionsgeschichte, eine Stunde Schreiben, eine Stunde Rechnen, des Nachmittags eine Stunde

Lesen und eine Stunde Dictiren, theils von Fabeln, von technologischen Beschreibungen, oder vaterländischer Geographie. Weiter hinaus ging's nicht.

Rector Fiedler war ein gebildeter Mann und hätte wol jeder Anforderung genügen können; allein der Umkreis und die Grenze der Unterrichtsgegenstände war gegeben, und durfte er seinen Schülern mehr nicht mittheilen.

Da ich zwar in der Schule der beste Schreiber war, aber einer der schwächsten Rechner, so legte der Rector Fiedler einen besondern Accent auf das letztere und sah mich oft mit humoristischem Lächeln an, wenn das hergesagte Facit meiner Exempel hintereinander falsch war und mein Gesicht immer länger wurde, bis ich vor Thränen des Verdrusses die Resultate der letzten Exempel gar nicht mehr aufsagen konnte.

Da mein väterliches Häuschen in der Nähe der zwei Predigerwohnungen sich befand, so war ich dort ein gesuchter Spielkamerad für die beiden altersgleichen Knaben des Pastors und des Diakonus. Der letztere ließ mich, um seinem Sohne durch einen Mitlernenden mehr Eifer und Lust zu machen, am Unterricht im Klavier und Lateinischen, den er selbst gab, theilnehmen, worauf ich dann einige Stunden zum Gäten im Garten und andern Arbeiten darin benutzt wurde, um jene Gunsterweisung nicht so ganz unverdient

hinzunehmen. Daß ich übrigens zu allen Gesellschaften, welche die Kinder in den Predigerhäusern feierten, oder, wenn sie unwohl waren, zur Unterhaltung eingeladen wurde, that mir wohl; es kamen dann manche Bilderbücher, Spiele, Unterhaltungen mit Ausmalen von Bilderbogen und andere mir sonst unzugängliche Vergnügungen unter die Hände und vor die Augen, die mich ganz beglückten und in fröhlichste Stimmung versetzten; und als der Pastor Bachmann, ein lieber, würdiger Mann, seinen Kindern Campe's „Robinson" vorlas — jeden Abend ein mäßiges Stück — und ich dazu ein für allemal in der Dämmerstunde während des Winters eingeladen war, da war mein Glücksgefühl unaussprechlich, und die Sehnsucht nach solchen Unterhaltungen trieb zu allerhand Versuchen, Bücher zum Lesen und Kupferstiche zum Copiren zu borgen.

In Pulsnitz lebte ein Maler und Zeichenlehrer, ein alter Junggeselle, Namens Köhler, von wohlwollendem, gutmüthigem Charakter, bei welchem viele Kinder Unterricht im Zeichnen von Blumen, Landschaften und Thieren hatten — freilich in einer Unzulänglichkeit, daß er den allerdürftigsten Ansprüchen, die jetzt gemacht werden können, weit nachstand. Mein Verlangen zu zeichnen war groß, und der gute alte Köhler nahm mich unentgeltlich als Schüler auf. Ich machte die schnellsten Fortschritte,

durfte ihm bald helfen und wurde von ihm sein „Altgeselle" genannt. Er malte für einen leipziger Kaufmann Tischdecken in Oel auf schwarzer Wachsleinwand, die mit einer Landschaft verziert wurden und anderthalb bis zwei Ellen lang und entsprechend hoch waren, Stück für Stück 8—10 Gute Groschen.

Ich half ihm die Staffage malen, Thiere und Menschen, die als dunkelbraune Schattenrisse untermalt und worauf dann die Localfarben als Lichter aufgesetzt wurden. So half ich ihm auch Scheiben zu Prämienschießen malen, von welchen sich noch einige auf dem pulsnitzer Schießhause befinden. Ich erhielt von ihm dann und wann einige Groschen, die mich weniger interessirten als die Glückseligkeit, das zu treiben, wozu ich vor allem Lust hatte. Doch darauf, wie sich meine Befähigung zum Zeichnen weiter entwickelte, will ich später zurückkommen und erst noch einige Erinnerungen nachtragen.

Als ich acht Jahre alt war, begann die verhängnißvolle Kriegsperiode von 1812—13. Jetzt traten diese Ereignisse, alles andere mehr zurückdrängend, in den Vordergrund. Ich erinnere mich lebhaft jener wechselnden Eindrücke von Jubel, wenn Soldaten kamen, einquartiert wurden, und von unglücklicher Stimmung, traf der für unser Haus bestimmte Mann nicht gleich ein. Es war ein wahres Entzücken, als die ersten Kosacken, verschiedene kleine Pikets, welche

von Kamenz aus das Terrain recognoscirten, ankamen. Wir wurden der Schule entlassen und trieben uns unter den Pferden und ihren Reitern, welche nach Juften rochen, herum; dieser Geruch war so neu und energisch, daß er uns als ein wunderbarer Odeur anzog und die Kosacken in einen geheimnißvollen Aether einhüllte. Hatten sich doch dieselben durch vorlaufende Gerüchte in unserer Kinderphantasie zu Wesen ganz besonderer Art gestaltet, wilde, kecke Reiter, abenteuerlich, roh und gutmüthig, aus Himmelsgegenden, die Tausende von Meilen entfernt sein sollten. Da sie Kinder sehr liebten, bestrebte sich jedes von uns, von irgendeinem derselben einen Kuß zu erhalten. Als sie uns aber gar in Reih und Glied stellten und wir auf Commando „Hurrah, Alexander!“ rufen und die Mützen in die Höhe werfen mußten, war des Jubels kein Ende, und ich konnte nicht begreifen, wie meine Aeltern, als ich ihnen zu Hause mein Glück erzählte, nicht einstimmen wollten und mich einen „dummen Jungen“ nannten.

Einmal wurde ein Baschkir bei uns einquartiert, er wollte Stallung für sein Pferd haben, die wir nicht schaffen konnten. Da die Aeltern sich mit ihm nicht verständigten, so brachte er zu seiner Hülfe einen Kosackenunteroffizier mit, einen netten Burschen. Ich saß an meinem Tischchen und malte, und gab ihm zu verstehen, daß ich ihn abmalen wollte. Flugs stellte

er sich hin, ich ging ans Werk, zeichnete die ganze Figur, colorirte sie, und er erfreute sich des schwachen Abbildes so, daß er mir eine kleine Münze gab, den Baschkiren sammt seinem Pferde mit sich fortnahm und meine Aeltern für diesmal aller Sorgen überhob.

Es waren angstvolle Stunden, als die Franzosen, von Dresden aus die Preußen und Russen auf der Straße nach Kamenz zurücktreibend, über unser Städtchen Kanonenkugeln wechselten. Es geschah dies mehreremal, und als wir eines Tages uns im steinernen Hause des Diakonus etwas sicherer glaubten, zerstörte in nächster Nähe eine Kugel den Giebel des Nachbarhauses. Die Angst war groß, doch waren es nur einzelne Schreckschüsse, die Truppen faßten nie festen Fuß.

Es war ein großes Vergnügen, ein verlassenes Lager mit andern Altersgenossen durchzustöbern, um verlorene Waffen, Kugeln und andere Dinge zu suchen. Mein Vater kaufte einst eine im Lager zurückgelassene, noch ganz gute französische Uniform für einige Groschen. Er gab sie einem alten Schneider, der mir eine Jacke daraus machen sollte. Nach dessen Meinung schien es schade, Tuch davon wegzuwerfen, und so machte er mir einen Frack mit spitzen Schößen, bis an die Waden reichend, in welchem ich als neunjähriger Knabe mit Behagen, aber barfuß einherstolzirte.

Mit unheimlichem Grauen saß ich einst nebst

meinem Vater auf der Höhe von Dorf Lichtenberg, von wo aus man nach der dresdener Gegend hinblicken konnte. Fünf Feuersäulen von brennenden Dörfern sahen wir aufsteigen, und das unaufhörliche Rollen des Kanonendonners, der ganz nahe schien, wenn man sich mit dem Ohr auf die Erde legte, verkündete die heiße Schlacht, welche dort geschlagen wurde. Meine älteste Schwester befand sich bei meiner Tante in Dresden, und so war der Kummer und die Sorge um beide doppelt groß.

Da in Dresden während der Belagerung Hungersnoth eingetreten war, nahm mein Vater einige Brote in einen Sack und wollte versuchen, sie den Unserigen dort zu bringen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Stadt sei von dieser Seite offen — der Kampf fand jenseit der Elbe statt. Mein Vater kam jedoch nur bis an die äußern Schanzen, wo ihm Soldaten das Brot als gute Beute abnahmen. Sorgenvoll mußte er zurückkehren.

Der Jubel ist mir unvergeßlich, als die gehaßten Franzosen Dresden verlassen hatten und die Alliirten eingerückt waren. Ich faßte die Bedeutung der Folgen dieses Ereignisses natürlich nicht in ihrem ganzen Umfange, jubelte aber doch mit, da ich alle fröhlich sich begrüßen, umarmen, beieinanderstehen sah. Der Kanonendonner und die Plünderung hatten mir die Freude an Krieg und Soldaten verleidet.

In der letzten Zeit vor der Einnahme Dresdens, als der Wechsel größerer und kleinerer Truppencorps unaufhörlich war und eine so strenge Kriegszucht nicht eingehalten wurde wie später, als die geregelten Durchmärsche größerer Truppenkörper erfolgten, wurden meine Aeltern durch Kosacken geplündert. Russen verschiedener Waffengattungen hielten das Städtchen besetzt. Jeder schloß sich in seinem Hause ein und öffnete nicht, wenn nicht eine befreundete Stimme darum bat. Mein Vater hatte des Abends ein Lämpchen in die Ofenröhre gesetzt, damit auch durch die geschlossenen Fensterladen kein Mensch ein Licht erblicken möchte. Es war 10 Uhr abends, als es bescheiden klopfte; alles todtenstill auf der Gasse. Mein Vater fragt: „Wer ist da?" und die Antwort: „Machen Sie doch auf!" ließ ihn nicht zögern zu öffnen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als zehn Kosacken sich hereindrängen, jeder ein Talglicht aus der Tasche zieht, und sich nun im Hause zerstreuen. Mein Vater entreißt dem einen derselben ein Bündel Kleider und Wäsche, was er zum Mitnehmen ausgewählt, und eilt fort, um es vielleicht einem Nachbar zu übergeben, während meine Mutter auf der Gasse laut nach dem Kapitän ruft. Als die Kerls das Rufen vernehmen, stürzen sie die Treppe herunter auf die Gasse. Meine Mutter schlägt im Finstern ungesehen nach dem letzten die Hausthür so heftig zu, daß dieser

die Stufen vor derselben hinabstürzt, die andern lachen und schleichen sacht davon.

Da eine Familie Rietschel, verwandt mit uns, in Pulsnitz lebte, die als reich bekannt war, so mochten die Kosacken vielleicht irgendwie auf diesen Namen aufmerksam gemacht worden sein; wie wäre es sonst erklärlich, daß sie gerade bei uns plünderten, da meine Aeltern als arm bekannt waren! Für die Plünderer hatte das, was sie fanden, wenig Werth, für meine Aeltern war der Verlust sehr empfindlich.

Zum Schutze gegen das Plündern hatten sich nun eine Anzahl Bewohner der Gasse zusammengethan, nachts zu wachen und vereint, wenn in der Gasse etwas vorfallen sollte, schützend einzugreifen. In unserer Stube war die Wache, und Strohschütten zum Schlafen darin ausgebreitet. Einst beim Rufe: „Beim Diakonus wird geplündert!" stürzten die Helden fort, und statt die Sauvegarde zu holen, erhoben sie schon von weitem ein lautes Geschrei; sie hofften, durch diese Heldenthat die Plünderer zu erschrecken. Anfänglich war dies der Fall, denn bald erschienen die Kosacken, aus dem Hause herauseilend, wendeten sich aber, wie zu erwarten war, gegen ihre Störer, welche nun, einzeln von den Russen verfolgt, das Hasenpanier ergriffen und von der Nacht beschützt noch in derselben Stunde sich bei uns einfanden. Jeder erzählte dann,

mit welcher Schlauheit und Geistesgegenwart er seinen Verfolgern entronnen war.

Gerade in den schlimmsten Zeiten des Drucks, der Abgaben und Einquartierungen hatten meine Aeltern und alle, welche fleißig sein wollten, Gelegenheit zu arbeiten und Geld zu verdienen. Lieferungen aller Art, Bedürfnisse für die Truppen brachten Beschäftigung und Geld unter die Leute. Wir haben damals nie Noth und Entbehrung gelitten, obgleich die Verhältnisse meiner Aeltern dadurch immer gedrückter wurden, daß es nicht mehr möglich war, die Zinsen der auf dem Häuschen haftenden Hypotheken zu bezahlen.

Die Mutter, erfahren in weiblichen Arbeiten, hatte immer Beschäftigung; theils nähte sie für die Leute zu Haus, theils ging sie bei den vornehmern, reichern Leuten des Orts um Lohn nähen. Auch verrichtete sie Krankenpflege, wozu sie, da jedes sie gern hatte, sich besonders eignete, und wobei sie trotz ihrer untergeordneten Stellung von allen mit einer gewissen Auszeichnung behandelt wurde. Was sie verdiente — trotz ihres Fleißes sehr wenig — davon erhielt sie ihre einfache Kleidung in sauberer Ordnung und gab das übrige zum Haushalt. Doch waren es nur Groschen, die einkamen, und nur selten war es der Fall, daß meine Aeltern sich im Besitz einiger Thaler wußten. Alles ging für Brot,

Butter, Oel, Holz auf. Letzteres holte die Mutter oft korbweise bei einem Händler, doch des Abends, damit niemand sehen sollte, daß wir es auf diese Weise kauften. Im Sommer gingen wir wol mit der Mutter oft in den Wald, um Reisig zu sammeln. Dies wurde damals in Pulsnitz (jetzt vielleicht auch nicht mehr) durchaus nicht als ein Zeichen des Proletariats und der Herabgekommenheit angesehen, man fand es natürlich, daß Leute, welche sich's einzutheilen hatten, auf diese Weise die Anschaffung ihrer Bedürfnisse erleichterten, man fand es recht, daß man da nichts kaufte, wo man mit Arbeit und Mühe dazu gelangen konnte — allein bei alledem suchte es jeder möglich zu machen, sich für den strengern Winter das Holz klafterweise anfahren zu lassen. Es korbweise bei einem Händler zu holen, das war wirkliche Armuth. Wer es that, war also unfreiwillig dazu genöthigt, denn das Holz kam dadurch viel theuerer. Daher, wenn meine Aeltern auf diese Weise einzelne Körbe voll kaufen mußten, so wurde es des Abends geholt, damit es niemand sehen sollte.

Wir gingen auch Aehren lesen, die dann gedroschen wurden und den Aeltern mehrere Metzen Korn einbrachten. Der Gaumen wurde nicht verwöhnt, Kartoffeln und Wassersuppen in dieser und jener Form war der durchschnittliche Mittags- und Abendtisch und Sonntags ein bis anderthalb Pfund Fleisch mit Ge-

müse für die ganze Familie. An den drei Hauptfesten wurde ein Braten ermöglicht, doch nicht immer. Das Häuschen meines Vaters war baufällig, vielleicht, wenn es hätte verkauft werden sollen, 500 Thaler werth, die aber auch als zwei Hypotheken auf demselben hafteten. Das gänzlich heruntergekommene Handwerk, viele Abgaben, die Lasten nach dem Kriege hatten es nicht möglich gemacht, daß mein Vater die Zinsen seiner Schulden bezahlen konnte. Diese wuchsen somit wieder zu einem Kapital an und überstiegen den Werth des Hauses. Die beiden Hauptgläubiger ließen es an harten Worten nicht fehlen. Eine wohlhabende Witwe, welche einem Kaufmanne gegenüber wohnte, bei dem ich für meinen Vater den Schnupftaback holte, erblickte mich bisweilen, wenn ich in den Laden ging, so geschwind ich auch zu laufen suchte, und rief mir dann laut über die Straße die Worte zu: „Du, sag's deinem Vater, daß er mich bald bezahlt, sonst würde ich ihn verklagen!" Mit Angst und Schmerz theilte ich es dem Vater mit, der dann mit kummervollem Gesicht von seiner Arbeit aufsprang und durch Hin- und Hergehen in der Stube Ruhe zu gewinnen suchte.

Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten, wo Sorge und Entbehrung sich besonders fühlbar machten, saß die Mutter oft stundenlang stillweinend bei ihrer Arbeit und konnte in ihrer Verstimmung und Sorge

kein Wort dem Vater zum Trost und sich zur Erleichterung sprechen; eröffneten ja die Verhältnisse keine Aussicht einer bessern Zukunft. Das aber gerade vermehrte die Verstimmung meines Vaters, der in solchen Momenten durch gegenseitige Aussprache Trost und Erleichterung finden wollte. Was hätte zusammenführen sollen, gegenseitige Sorgen, bewirkte das Gegentheil, es entstand erst Stille in der Unterhaltung, und das, was das Gemüth beunruhigte, mit dem Bewußtsein einer ewig gedrückten Existenz erfüllte, machte sich auch nach außen geltend. Was zu sprechen war, wurde weniger freundlich gesprochen, und ein geringer Anlaß gab der innern Gedrücktheit und Gereiztheit Gelegenheit zu einer Aussprache, welche sogar in häuslichen Zwist überging und die das Schwerste und Schmerzlichste war, was mich berühren konnte. Ich fühlte und wußte noch nicht, wie fortdauernder Druck und die Plackereien um die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens die Stimmung auch des besten Menschen verbittern können. In solchen Sorgen liegt nicht, wie im Schmerze um einen schweren Verlust oder in einem großen Unglück, eine Versöhnung, Erhebung und Anregung zu erneutem Muthe und erhöhter Kraft. Es gehört daher zu einer solchen Ausdauer und Ergebung, zu solcher Ruhe und Geduld für den kleinen Jammer und die Misère des Lebens eine Kraft, der wenig Menschen

Probe halten können, welche nur die höchste Bildung des Geistes und Herzens, auf Grund der tiefsten Religiosität basirt, erzeugen kann. Und doch hatten meine Aeltern eine tiefe Religiosität, ertrugen in der That jenen Druck mit Ausdauer, mit immer erneuter Anstrengung und immer frischem Vertrauen und Aufblick auf Gottes Hülfe. Was Wunder aber, wenn die Guten bisweilen zagten, ihr Muth, ihre Widerstandsfähigkeit sank und Verdruß und Kleinmuth an die Stelle stiller Ergebung trat!

Ich wußte nicht, was Sorgen um die Zukunft, ja für den nächsten Tag waren, ich kannte keine Noth, als die Aeltern traurig, ihr Verhältniß zueinander getrübt zu sehen, ich fühlte blos den Druck und die Schwüle der gegenwärtigen Stimmung, begriff das Eine nur, das Unrechte und Verkehrte, daß sich die Aeltern die Schwere ihrer Lage vermehrten; ich erkannte, sie fehlten und thaten im Moment ein Unrecht, ich konnte in meinem kindischen Verstande sie einer Schwäche zeihen. Dies war mir peinlich, schmerzlich und quälend, denn ich wollte gern zu ihnen aufblicken als zu denen, die nie unrecht thun und unrecht haben könnten. Wie beglückend war es für mich dagegen, wenn irgendein heiterer Augenblick die Gemüther befriedigend umstimmte, wenn das gegenseitige Gespräch die Sorgen theilte und das Leben des Tages sich ruhig und harmlos abwickelte. Kam dann — oft wunderbar

unverhofft — so viel Geld ins Haus, um das Nöthigste zu beschaffen, dann konnte mein Vater mit rührender Freude Gott danken, indem er still die Hände faltete und nach oben blickte. Solcher Anblick entschädigte mich wieder reichlich für vorhergehende Pein.

Es hielt immer schwer, daß die Aeltern sich ein neues Stück Kleidung für den täglichen Gebrauch, der doch nichts Gewähltes und Ausgezeichnetes erforderte, anschaffen konnten. Der sogenannte Sonntagsputz, für den Mann ein Tuchoberrock, für die Frau der Kirchenstaat, das hatte weniger zu bedeuten; das ging und hielt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wenn ein solches Kapital in guten Zeiten und in der Jugend, oder als Erbtheil der Aeltern und Großältern angelegt war. Jede Handwerkerfrau, wenn sie auch unbemittelt war, hatte einen violett- oder lilafarbenen seidenen Rock, ein ebensolches Corset, eine Schürze von Spitzengrund, ein Brusttuch, oft mit echten Spitzen besetzt, ein Häubchen oder Mützchen von seidenem Brocat oder Silber- und Goldbrocat, eine Zobelmütze und einen Muff von Iltis oder Marder, auch Zobel. Dieser gediegene und theuere Staat erbte von Großmutter auf Enkelin fort, und wenn ein Stück dazu fehlte, so war es ein jahrelanges Trachten und Sparen, das Fehlende anzuschaffen und die Lücke auszufüllen. Es machte nichts aus, daß die Frau, welche so zur Kirche ging, in

den Wochentagen auch Holz im Walde holte, Streu machte, Korn las, war sie doch die Frau eines Bürgers und ehrbaren Handwerkers. Arbeit schändete nicht. Der Putz kostete im Verhältniß weniger als der unserer Zeit, welcher billiger, aber der schnellen Mode unterworfen und ohne innern Werth und Dauer ist. Zu diesem Putz gehörte auch eine goldene Halskette. Wer keine hatte, wurde als sehr arm und herabgekommen betrachtet, und als meine Aeltern in der Noth diese kleine goldene Kette der Mutter von 10—12 Thalern Werth versetzen mußten, um eine Verlegenheit zu beseitigen, da fühlte dies meine arme Mutter als ein beschämendes Unglück, sie wagte nicht mehr in die Kirche zu gehen, weil andere Frauen diese Kette an ihr gesehen und nun voraussetzen konnten, daß sie verkauft oder versetzt sei.

Weil man in kleinen Städten bestrebt ist, alle innern häuslichen Verhältnisse zu erspähen, um sie unter der Bitte um Verschwiegenheit zum Gemeingut zu machen und zu besprechen, so wurde einerseits alles vermieden oder heimlich gethan, was der Ehre des Hauses zu nahe treten und die Voraussetzung erzeugen konnte, daß der so anspruchslose arme Hausstand nur mit Entbehrungen, wie sie selbst seiner Anspruchslosigkeit nicht angemessen seien, durchgeführt werden könne, wie andererseits auch jede kleine Ausgabe verheimlicht wurde, die nicht unbedingt noth-

wendig war, sei es die eines Groschens zu Obst, oder Brezeln, oder früh zu einer Semmel zum Kaffee. Es kam das freilich selten vor, galt nur als ein Festvergnügen, und doch wurde es, wenn man jemand kommen hörte, schnell weggeräumt, daß niemand etwa meinen Aeltern nachsagen könnte, sie verständen nicht sparsam zu wirthschaften und gäben Geld für Dinge aus, welche besser entbehrt würden. Diese Rücksicht fand nun besonders am Weihnachtsfeste statt. Jede noch so dürftige Familie suchte zum Weihnachtsfest einige Stollen und Kuchen zu backen. Es war dies das eine mal im Jahre, wo jeder glaubte ein Recht zu haben, sich einen Genuß zu verschaffen, gleich andern Menschen von nur einigermaßen bessern Verhältnissen. Jeder hatte durch den lebhaften Verkehr mehr Arbeit und Verdienst, und so fehlte es auch bei meinen Aeltern nicht, daß die Mutter einige Stollen und Kuchen backen, daß ein Braten gekauft und daß sogar einigemal für die Mutter vom Vater ein Tuch oder ein kleiner Vorrath von Kaffee, Zucker, Reis u. dgl. als Christgeschenk angeschafft werden konnte. Wir Kinder hatten nur in den frühesten Jahren ein kleines Christbäumchen mit einigem billigen Spielzeug angeputzt erhalten. Ich erinnere mich auch eines kleinen Schattenspiels, das mein Vater gemacht hatte. Vom achten Jahre an kam es zu keiner Bescherung mehr. Die ahnungsvolle glückliche Stim-

mung für das Fest hatte in der frühesten Jugend, wo ich noch durch die billigsten Kleinigkeiten befriedigt werden konnte, Platz in mir gewonnen. Daß Geschenke und Christbäume später fehlten, vermißte ich nicht. Meine ganze Glückseligkeit concentrirte sich in den Stollen, die erst am Heiligen Abend gebacken wurden, vorher hatte ich die im Jahre gesammelten Pflaumenkerne aufzuklopfen, die statt bitterer Mandeln benutzt wurden. Ueber die Behaglichkeit dieser Arbeit ging nichts. Erst spät in der Nacht kehrte die Mutter mit dem Backwerk vom Bäcker nach Hause zurück; die Wohnung wurde mit süßem Duft erfüllt. Ich hatte keinen Schlaf empfunden und wachte mit dem Vater, der das Spätaufbleiben erlaubt hatte. Als die Stollen glücklich in die Wohnung gebracht waren, ging ich ruhig zu Bett und erwachte um sechs Uhr früh, wo das Fest mit den Glocken eingeweiht wurde, in gehobener Stimmung, die der Geburt des Christkindes galt und im Hintergrunde der Aussicht auf köstliche Stollen zum Kaffee und schulfreie Festtage.

Mein Vater ging häufig zum Weihnachtsmarkt, auch zu andern Zeiten, nach Dresden, wo er für meine Tante, welche daselbst ein kleines Kaufmannsgeschäft nach dem Tode ihres Mannes fortsetzte, den geringfügigen Unterhandel übernahm, indem er gebrannte Runkelrüben, die vom Volke als Surrogatkaffee verbraucht wurden, vielleicht 30—40 Pfund,

holte und in einem Sacke auf dem Rücken von Dresden nach Pulsnitz, fünf Stunden Wegs, mit noch manchen andern ins Gewicht fallenden Dingen, die er in Commission anderer Leute mitbrachte, trug. Mein Vater, der diese Runkelrüben im einzelnen verkaufte, hatte von jedem Pfund ungefähr einen Groschen Gewinn, was ihm seine Mühen bezahlt machte.

Ihn freute meine Lust am Zeichnen und Malen, womit ich mich jede freie Stunde beschäftigte. Die Vorlagen dazu suchte ich mir zu borgen. Hatte er nun Geld und konnte einige Groschen für mich entbehren, so brachte er mir einige nürnberger Kupferstiche nach damaliger Art mit. So hatte er einmal um ein kleines gemaltes Blumenkörbchen gefeilscht, welches 4 Groschen kosten sollte, er konnte es nicht kaufen, aber er erzählte mir nachher mit aller Wärme davon, und wie es seiner Schönheit nach billig gewesen sei, ja er versuchte es aus der Erinnerung zu malen, was mir das Original ersetzen sollte.

Ueberglücklich machte es mich, als er mir einstmals von Dresden etwas rothen Karmin mitgebracht hatte, für mich der Inbegriff des Kostbarsten und Theuersten, was es gab. Ich war über Land geschickt worden, Butter oder Eier zu holen — der Vortheil der Billigkeit betrug vielleicht einen Groschen —, und fand beim Nachhausekommen alle meine Muscheln sämmtlich mit frischen Farben gefüllt, obenan Karmin. Es machte

dem Vater Freude, meine Lust zum Malen und Zeichnen zu befriedigen.

Ich habe es nicht vergessen, wie er ein altes Weihnachtsverzeichniß von Büchern hervorsuchte, das er wol drei Jahre hintereinander jede Weihnachten durchlas, mich immer dazurief, und wenn der Titel „Mit sauber illuminirten Kupfern" angekündigt war, sagte: „Sieh, Ernst, wenn wir das kaufen könnten!" und nun mit mir besprach, wie dies und jenes schön sein möchte. Daß es dem Vater nicht einfallen konnte, einen solchen Wunsch ausführen zu wollen, wußte ich wie er, denn nach dem Durchlesen wurde das Verzeichniß wieder hingelegt — aber es war eine glückliche halbe Stunde für beide gewesen, daß wir hatten denken können, wie es sein möchte, wenn dies oder jenes Buch wirklich unser hätte werden können.

Meine guten Schwestern mußten, sobald sie die Schule verlassen hatten, sich einen Dienst suchen. Ihr natürlich angeborenes feines Naturell machte ihnen ein solches Verhältniß in vielen Beziehungen schwerer, als es bei gewöhnlichen Naturen der Fall ist, allein eben darin lag auch andererseits der Grund, daß ihnen vieles erleichtert wurde, denn sie erfreuten sich, wo sie auch waren, der Achtung und Liebe ihrer Herrschaft. So anspruchslos, bescheiden, so fromm und ehrbar, so fleißig und pflichttreu, so ehrlich im strengsten Sinne des Wortes, mag es wenig Dienst-

boten geben. Ihre dürftige Ausstattung bei ihrer Verheirathung hatten sie sich von ihrem Lohne während vieler Dienstjahre erspart und oft noch den Aeltern etwas zur Unterstützung geschickt, wenn die Noth einmal über den Kopf wuchs und der Vater oder die Mutter, wenn auch mit schwerem Herzen, die kindliche Hülfe beanspruchten. Beide zeichneten sich, wie in sittlicher Hinsicht, so auch durch eine gewisse geistige Bildung, überhaupt durch eine gewisse Feinheit des innern Menschen aus, sie schrieben Briefe, die einem andern Standesverhältniß als dem ihrigen auch entsprochen hätten.

Endlich trat ein Zeitpunkt ein, wo es meinen armen Aeltern etwas besser gehen sollte. Der Kirchner oder Küster war gestorben, und mein Vater, welcher während dessen langer und hoffnungsloser Krankheit dieses kleine Amt als seines Lebens höchsten Wunsch sich geträumt hatte, gab ein Bittgesuch bei dem Kirchenpatron, dem Herrn von Posern, ein. Trotz vielfachen Gesuchen von andern Seiten war es niemand zweifelhaft, daß mein Vater das Aemtchen erhalten würde, indem er durch seine ganze ehrenwerthe und allgemein geachtete Persönlichkeit und durch eine gewisse Bildung sich wie wenige dazu qualificirte.

Ich hatte schon oft während der Krankheit des verstorbenen Küsters den Diakonus, wenn er über Land mußte, Sterbenden das Sakrament zu reichen, begleiten

und den Beutel tragen müssen, der Kelch, Wein und Hostie enthielt; ich hatte noch keine Ahnung, daß ich dies gleichsam in vorausgehender Stellvertretung meines Vaters that, und nur ganz kurz vor Eingabe seines Bittgesuchs, das ich, so schön ich konnte, abschreiben mußte, und welches der Cantor concipirt hatte, erfuhr ich von den bangen Hoffnungen meiner Aeltern, die ich nun in ihrem ganzen Umfange theilte. Der glückliche Erfolg war ein Freudentag, wie ihn meine Erinnerung nicht größer aufzuweisen vermag. Mein Vater war doppelt glücklich; nicht allein, daß ihm dieses Aemtchen durchschnittlich 100 Thaler jährlich eintrug, auch daß es ein Amt bei der Kirche, daß es sein Beruf und seine Pflicht war, der erste und letzte zu sein bei allem, was damit in Verbindung stand, beglückte ihn obendrein so unbeschreiblich, daß er alle Mühen, welche damit verbunden und nicht eben klein waren, stets mit großer Freudigkeit erfüllte. Ich habe ihn nie klagen hören, daß ihm in seinem Amte etwas zu viel gewesen oder je zur Unzeit gekommen wäre. Er sah des Sonntags in seinem schwarzen Rocke mit dem Mäntelchen am Kragen, wenn er mit dem Klingelbeutel herumging oder die Kerzen am Altar anzündete, recht wie ein würdiger Kirchendiener aus.

Die Schulden, welche sich von Jahr zu Jahr gemehrt hatten, sodaß von dem Werthe des Hauses nichts

mehr meinem Vater gehörte, wurden nun von Jahr zu Jahr mehr getilgt, Zinsen bezahlt und endlich mit dem Kapital angefangen, sodaß er in einer Reihe von Jahren, bis ich später etwas für ihn thun konnte, über die Hälfte abgezahlt hatte. Das wollte schon etwas sagen, da mein Vater durch sein Handwerk wenig verdiente und mit Hülfe einer Einnahme von circa 25 Thalern jährlich für Haltung einer Winkelschule, in der er kleinen Kindern die ersten Anfangsgründe des Lesens und Schreibens beibrachte, selten eine höhere Gesammteinnahme als ungefähr 150 Thaler hatte. Für gewöhnlich wurde auch so einfach gelebt wie früher, doch konnten sich die Aeltern manche kleine Bequemlichkeit eher erlauben, brauchten nicht gequält für den nächsten Tag zu sorgen, waren vom Drängen und Mahnen der beiden größten Gläubiger befreit; kleine Schulden fielen nicht mehr vor, und das Nöthigste an Kleidung konnte eher geschafft werden. Die Existenz kostete immer noch Mühe und Sorge genug, doch war sie wenigstens erträglich und gegen frühere Jahre ohne Vergleich.

Ich muß nun einiges nachholen, was meine Entwickelung, mein Thun und Treiben betrifft. Durch das öftere, ja tägliche Sein in den geistlichen Häusern war ich dort für alle Dienste ein Factotum geworden, wozu man Knaben brauchen konnte. Ich war der Bote auf die Dörfer zu den Predigern, daselbst einen

Besuch anzukündigen oder eine Einladung auszurichten, Butter, Eier u. dgl. zu holen, wofür ich dann immer einen Groschen und von den Pfarrfrauen auf dem Lande ein fettgestrichenes Butterbrot und ein Glas Bier erhielt. Ich mußte wol auch etwas tragen helfen, und einstmals hatte mir eine Frau Pastorin, die ich nach deren Dorf begleiten mußte, einen Tragkorb aufgepackt, daß ich mit Thränen im Auge und mit einer Scham durch die Gassen ging, wie sie ein nicht ganz verdorbener Verbrecher fühlen mag. Ich bedeckte mein Gesicht mit der Hand und senkte die Augen zur Erde, denn einen Tragkorb auf dem Rücken erachtete ich als eine Schmach, die mir den Spott meiner Spielkameraden zuziehen konnte.

Einst äußerte zu mir der Sohn des Diakonus: „Du, wir gehen morgen nach Bischheim zu Pachters" — wohin eine Anzahl Honoratioren eingeladen waren — „und du sollst auch mitgehen." Ich war sehr glückselig über diese Neuigkeit, zog mich des andern Tages an so gut wie ich's hatte, und erwartete des Abgangs, da ich mich nun auch eingeladen glaubte. Da wurden mir Mäntel und Taschen zum Tragen übergeben. Ich hatte keine Ahnung, daß das der Zweck meines Mitgehens war, ich glaubte, daß ich mit zur Gesellschaft gehörte wie die andern, und trug fröhlich meine Last. Angekommen, traten die Gäste in das geschmückte Zimmer ein, wo auf weißgedeckten

Tischen Kaffeetassen und hohe Thürme von Kuchen mich freundlich durch die geöffnete Thür anblickten. Ich war ganz Erwartung und wußte nicht, was ich denken sollte, als es hieß: „Bleib du draußen und warte ein wenig.“ Bald erhielt ich den Auftrag, in ein dreiviertel Stunde entferntes Dorf zu gehen und den dortigen Gutsbesitzer aufzufordern, baldigst einzutreffen. Ich eilte davon und war in einer Stunde zurück; ich hoffte, nach überstandener Anstrengung nun an Kaffee und Kuchen theilnehmen zu können, allein ein Butterbrot und ein Glas Bier zeigten mir den Unterschied meiner Stellung zu den Gästen, und gewohnt, diesen, wie mir's damals schien, hohen Sphären fern zu stehen, gewann das Butterbrot durch den Hunger den Werth des Kuchens, und ohne Verdruß über die verfehlten Hoffnungen nahm ich die Weisung, nun nach Hause zu gehen, bereitwillig auf. Da fiel mir ein, daß mein von mir sehr geliebter Lehrer, Rector Fiedler, einst zu mir sagte: „Wenn du einmal nach Bischheim zum Pastor kommst, so sei so gut und bringe mir die Löwenzahnpresse, die er besitzt, mit“ — er war brustkrank und sollte den Saft des Löwenzahns trinken. Ich ließ also den Pastor herausrufen, theilte ihm den Wunsch mit, meinem Lehrer, da jetzt Gelegenheit sei, jenen Gefallen zu erweisen, worauf er bereitwillig mit in seine Wohnung ging und mir die Presse übergab, mit der

Bemerkung, daß ich sie wol kaum fortbringen würde. Es war unverständig von dem guten Manne, da diese Presse eine Holzmasse von 40 Pfund Schwere hatte. Ich hob sie mit frischen Kräften, ließ sie mir auf die Schulter legen und glaubte, weil sie schwer sei, könne ich meinem Lehrer nur desto mehr zeigen, daß ich ihn lieb hätte und gern etwas für ihn thun möchte, auch wenn es mir schwer fiel. Schon funfzig Schritt hinter der Pfarre legte ich die Last ins Gras nieder, versuchte sie wieder mit beiden Armen bald auf der einen, bald auf der andern Seite fortzutragen, und hatte mich so zehn Minuten fortgeschleppt, als ich erschöpft mich hinsetzte und nachdachte, was zu machen sei. Da kam ein Bauer, der mit leerem Wagen aufs Feld hinausfuhr und auf mein Bitten die Presse ein Stück Wegs mitnahm. Dann saß ich verlassen wie vorher, weil ich weiter von Bischheim entfernt und das Zurückbringen der Presse schwieriger geworden war. Halb verzweifelnd plagte ich mich wieder einige Minuten weiter, bis ein vorübergehender Mann meine hülflose Lage sah, sich erbarmte, die Presse auf die Schultern nahm und sie mir bis ins nächste Dorf trug, wo sie bei einem Bauer eingelegt wurde.

Ein andermal nahm mich der Diakonus zu gleichen Zwecken wie nach Bischheim zu einem Feste auf dem Augustusberge mit, wo von den umliegenden

Städten und Dörfern das funfzigjährige Regierungsjubiläum des Königs Friedrich August des Gerechten gefeiert wurde. Ich nahm an dem Feste von fern Antheil, indem ich aus dem Zelte, wo ich auf die mitgenommenen Sachen und Mäntel Acht zu geben hatte, dem Trubel mit zusah. Ich trug trotzdem das Bewußtsein in mir, daß der Diakonus und ich und ich und der Diakonus zu den wenigen gehörten, welche aus Pulsnitz als Festfeiernde gegenwärtig waren.

Als ich das erste mal Dresden sah, war ich vielleicht zehn Jahre alt. Es war das Ziel aller meiner Sehnsucht und das Schönste, was ich mir denken konnte. Ich hatte nur von der lichtenberger Höhe die fernen dresdener Berge gesehen und in ihre Bläue alle Zauber gebannt, die meine Phantasie sich vorstellen mochte, genährt durch Erzählung alles dessen, was jeder dort geschaut und erlebt hatte.

Einer der schönsten Festtage war es, als mein Vater mir einst ankündigte, er wolle mich mit nach Dresden nehmen. Es war Mai oder Juni, und ich mußte, da es noch vor Sonnenaufgang fortgehen sollte und um den weiten Weg aushalten zu können, den Abend zuvor noch ehe die Sonne untergegangen war zu Bett. Wie konnte ich schlafen, da ich natürlich im höchsten Grade aufgeregt war vor Erwartung! Endlich siegte doch die Natur, und als ich gegen

3 Uhr geweckt wurde, war ich frisch wie ein Fisch, wanderte rüstig an der Seite meines Vaters noch im Dunkeln fort und den Eierberg bei Pulsnitz hinan. Eine heilige, ahnungsvolle Morgenstille umgab mich, ich hatte das Gefühl noch nicht gekannt, weil ich noch nie vor Sonnenaufgang im Freien war, und ward ganz wunderbar davon ergriffen. Es wurde erst wenig gesprochen.

Als wir auf die Höhe des Eierberges gekommen, brach die Sonne hervor, und mein Vater begann das Lied zu singen: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank", in das ich mit lauter Stimme einstimmte. Von nun an war der Unterhaltung kein Ende; der Vater erzählte und suchte mich zu belehren über gar vieles, das er wußte. Ein kleines Frühstück in Radeberg, der nicht enden wollende Wald, die Dresdener Heide, die begegnenden Mitgehenden, alles war interessant, zur Freude anregend, spannend.

Endlich eröffnete sich die dresdener Gegend, in dem reichen Lande der im Morgenlicht glänzende Strom, daran die im Dufte schimmernde Stadt mit ihren Thürmen, mit der sich über den Fluß spannenden imposanten Brücke. Mich überkam das vollkommene Fühlen der Schönheit, des Zaubers der Stadt und der Herrlichkeiten, welche die grauen Häusermassen und Thürme bargen. Nun betraten wir Dresden selbst mit seinen hohen Häusern, manche mit Bal-

konen, seinen großen Plätzen. Der für meine Gewöhnung ungeheuere Lärm, das Gewühl, die vielen Kutschen, Reiter und Soldaten, die geputzten Herren und Damen, all das Neue, Große und Wunderbare' vor allem die Brücke, von der ich tagelang in den Strom hätte sehen mögen, machte einen ungeheuern Eindruck. Noch erinnere ich mich, als einer besonders mir auffallenden Erscheinung, des häufigen Schlagens der Nachtigallen in Käfigen vor den Fenstern sowie des Geschreis der Rettichjungen, eins zum andern in lächerlichem Contrast, doch beides und vieles andere, was ich sah und hörte, neu, ungewöhnlich, großstädtisch, mir imponirend.

Der Aufenthalt bei meiner Tante in der Friedrichstadt, die, wie ich schon erwähnte, die kleine Materialhandlung ihres verstorbenen Mannes fortführte, bot nichts dar, was irgendwie ein Kind hätte anregen können; dennoch, da alles neu war, war auch alles interessant, und wenn ich nur einmal meinen Vater oder sonst jemand in die Altstadt begleiten konnte, so war dies ein vollkommen reicher Ersatz für tagelanges stilles Warten, Zusehen im Hause und Hinaustreten vor die Thür. Einige Groschen für ein Bild oder ein altes antiquarisches Büchelchen fielen nebenbei auch ab.

Meine älteste Schwester suchte mir von ihren Ersparnissen eine Kleinigkeit zu kaufen, und so kam

ich nach meiner Meinung reich zurück, wie ich nie gewesen.

Ich beklage kein Kind, wenn es arm und in Entbehrung aufgewachsen ist; freilich nur nicht so, daß unter dem Drucke der Noth, oder der Härte, oder mitleidiger Herablassung der Menschen der Keim zu bessern Empfindungen zerdrückt und ein Gefühl eigener Geringschätzung erzeugt wird. Ich war sehr arm, und was Kinder wohlhabender Aeltern Freude und Genuß nennen, kannte ich nicht, doch bis zum Hungerleiden, bis zu einer Stellung, wo dem Kinde jeder behaglich Genießende eine unangenehme, unbequeme Mahnung wird und im Wege steht, war es nie gekommen. Meine Aeltern standen immerhin ihren Mitbürgern und Nachbarn, mochten diese es auch besser haben, nicht nach, ja sie sahen sich oft vorgezogen und geschätzt, und ich selbst erfuhr überall freundliches Begegnen, war es vielleicht auch oft nur um meiner zu leistenden Dienste willen und meiner Art und Weise zu nutzen. Genug, ich blieb fern von allen Ansprüchen und empfänglich für jede Kleinigkeit.

Und welcher Stoff zur Freude und welches Entzücken, wenn nach den Schulstunden der Spielplatz — ein großer Plan mit alten Linden besetzt — uns aufnahm, wenn dann oft der Wirth des nahe dabeiliegenden Gasthauses nach allzu großem Lärm

mit einer Hetzkarbatsche, die er, erst langsam und scheinbar unbefangen sich nähernd, auf dem Rücken hielt, Jagd auf uns Kinder machte; oder wenn auf schmalem Teichdamme Jagd und Räuber gespielt wurde, wo mich wegen meiner Schnelligkeit — wir gingen alle barfuß — keiner fing; oder wenn der Bach uns einlud durchzuwaten, und bis ins freie Feld hinaus die Spiele sich erstreckten! Das ist etwas anderes als ein durch Häuser beengter Spielplatz in großen Städten oder in den Promenaden und öffentlichen Plätzen derselben. Wol haben Kinder größerer Städte, und namentlich jetzt, die glückliche Gelegenheit, viel zu lernen. Wie hätte ich es auch mir gewünscht! Doch da es nicht sein, ich kein Gymnasium besuchen konnte, wo ich meine Kindheit und Jugend und, bei einer etwas schwächlichen Constitution, wahrscheinlich auch die Gesundheit für geistige Dressur einsetzen konnte, gäbe ich um nichts meine Erinnerung an die genossenen Freuden jener Zeit dahin.

Bei jenen Spielen auf dem schmalen Teichdamm erinnere ich mich einer Lebensgefahr. Ich war damals vielleicht erst acht Jahre alt. Ich und mehrere Knaben fuhren ein kleineres Mädchen im Kinderwagen. Zwei zogen, ich schob, einer hatte sich als Kutscher vorn aufgesetzt. Ich drängte vorwärts und schob mit Gewalt, sodaß der Wagen nach dem Wasser zu lenkte. Die beiden sogenannten Pferde ließen den

Wagen los, der ins Wasser fuhr, ich wollte ihn halten und wurde nachgezogen, so lagen drei Kinder auf einmal im Wasser, doch keins kam zum Sinken. Ein Mann, der von weitem mit zugesehen, eilte herbei; doch wie viel Zeit mußte verflossen sein! denn als ich, gerettet, wieder zum Bewußtsein kam, war der ganze Damm mit Menschen gefüllt. Ich erzählte meinen Aeltern, daß ich geträumt habe, ich sei in einem schönen Blumengarten gewesen. Ich habe mich keiner Empfindung von Todesangst erinnern können.

Nicht minder glücklich als auf dem Spielplatz in freier Luft fühlte ich mich, wenn es mir gelungen war, irgendeinen Kupferstich, ein Thier, eine Landschaft, aufzutreiben, die ich dann mit aller Hingebung copirte; auch malte ich wol Blumen nach der Natur mit großer Sorgfalt ab. Eine Schmetterlingsammlung wurde angelegt, nach einem kleinen Handbuche, das ich mir geliehen hatte und abschrieb, geordnet und danach die Namen bestimmt; und da die Knaben der geistlichen Häuser Pflanzen sammelten, so legte ich mir auch eine solche Sammlung an, allein weil mir Bücher und mündlicher Rath fehlten, so mußte dies liegen bleiben.

Ich las leidenschaftlich gern und lieh mir Bücher, wo ich nur konnte, nützliche und unnützliche: „Die Löwenritter“ von Spieß und einige Lafontaine'sche

Romane, und so mehreres andere. Ueberbleibsel aus der ehemaligen kleinen Leihbibliothek meines Vaters las ich eifrig, und eine erwachende romantisch sentimentale Schwärmerei fand reichlich Nahrung, daß ich mich gern in Wald und Feld mit meinen Phantasien allein herumtrieb.

Ein freier Tag ohne Schule, ein Sonntag, eine Festwoche, wie Pfingsten und Weihnachten, erhielt einen ganz besondern Zauber dadurch, daß ich mich freuen durfte, nun mit aller Hingebung und behaglichster Ruhe etwas malen zu können, wozu ich rechte Lust hatte.

Am Morgen eines bewölkten Pfingstfeiertags, an welchem eine schwüle, drückende Luft für den Nachmittag Gewitter verkündete, mußte ich für meinen Vater auf einer Wiese im Walde einen Strauß weißer Orchideen holen, die er sehr liebte und an deren Geruch er sich ergötzte. Obgleich ich vor Gewittern eine gewisse Angst hatte, welche in kleinen Städten durch die allgemeine Sorge, daß ein Blitz einen Theil oder das ganze, meist mit Holz gedeckte Städtchen gefährden könnte, geweckt wird, also trotz dieser Unliebsamkeit der Gewitter und der Scheu davor, war doch die ernste ahnungsvolle Stimmung, welche sie hervorbringen, die Lust und der Schauer an den gewaltigen, immer neuen und veränderten Erscheinungen der Atmosphäre für mich ein eigener Reiz; die Sonn-

tagsstille in der Flur und auf dem Felde, überall das grünende Leben in Büschen und Bäumen, der festliche Hintergrund des Tags und die bevorstehenden Freuden an dem, womit ich mich die Woche hindurch zeichnend oder malend beschäftigen wollte, erregten in mir einen Zustand von Glück, von ahnungsvoller Beklommenheit, daß mir die Worte fehlen, die unbestimmten Bilder dieser Seelenbewegung zu bezeichnen und ihnen Ausdruck zu geben. Es hinterließ dieser Morgen einen so bleibenden Eindruck in mir, daß sein Bild mit vollster Gegenwärtigkeit mir vor die Seele tritt, sobald ich solche weiße Orchideen rieche.

Aehnliche Stimmungen, nur nicht mit solcher Intensivität, brachten immer die schulfreien Sonnabendnachmittage mit sich, die wieder die Hoffnung auf den morgenden Sonntag in sich schlossen, und obgleich ich, wie alle Kinder, eben nicht leidenschaftlich gern in die Kirche ging, da der Gottesdienst zu lang war, um einen Knaben aufmerksam zu erhalten, selbst wo er vielleicht mit seinen Gedanken folgen konnte, so gehörte für mich doch der Besuch der Kirche dazu, den Sonntag erst recht als Sonntag zu fühlen, und so ist es bei mir auch bis jetzt geblieben.

Es ist thöricht, wenn Aeltern glauben, Kinder erst dann in die Kirche schicken zu dürfen, wenn sie Predigt und Lieder verstehen, oder sie erst beten zu lassen, wenn sie glauben, daß die Kinder begreifen können,

was sie beten; es wird dies bis zu einem gewissen Alter fast nie der Fall sein. Der Begriff andächtigen Betens bei einem guten Kinde beschränkt sich darauf, langsam das Gebet herzusagen, und es erfüllt damit alles, was man von ihm fordern kann. Sollte dies nun abhalten, das Kind früh damit vertraut zu machen? Gewiß nicht. Das, was äußerliche Gewohnheit und erst Mechanismus ist, wird Bedürfniß und geht gleichsam ohne Wissen in Blut und Leben über, wird bei vollem Selbstbewußtsein actives innerliches Denken und Fühlen.

Meinem Vater hatte ich in Erfüllung seiner Dienstpflichten beizustehen. Mir war beim Läuten mit allen Glocken die kleine zugetheilt worden, doch konnte ich wol auch die mittle Glocke ziehen, wenigstens die letzten Jahre vor meiner Confirmation. Da läutete ich allein zu Mittag, zog die Thurmuhr dabei auf, schlug in der Dämmerung die Betglocke u. s. w., und als einmal nicht zu weit von unserer Wohnung einige Häuser brannten, — es war nachts um 11 Uhr — und mein Vater, dessen Pflicht es war zu stürmen, auch wenn sein eigenes Haus gebrannt hätte, hinaufgeeilt war, fiel mir beim Räumen und Retten ein, daß ich meiner Mutter zu wenig helfen konnte, stieg auf den Thurm und löste meinen Vater ab. An der großen Glocke stehend und den Klöppel immer neunmal anschlagend, sah ich das Feuer fast un-

mittelbar unter mir. Von jenem Grauen, das mich sonst überfallen hätte, wäre ich des Nachts so ganz allein auf dem Thurme gewesen, fühlte ich nichts. Die Angst vor der Gefahr, die Sorge für unsere Existenz ließ kein anderes Gefühl aufkommen. Glücklicherweise blieb das Feuer auf zwei Häuser beschränkt.

Ich wurde in der Stadt das Factotum für allerlei Dinge, wo Pinsel und Farbe nöthig waren. Maler Köhler war alt und wies die Leute an mich. Da gab es unaufhörlich Modelltücher zum Sticken vorzuzeichnen, desgleichen Wäsche, kleine Transparente mit Tempel und Opferflamme zu Geburtstagsgeschenken, Kirchennummern mit Oelfarbe zu schreiben; desgleichen malte ich ein Hutmacherschild, einige Grabkreuze, und bei einem Tischler mußte ich einst zwei Bettstellen für ein junges bäuerliches Ehepaar mit Blumenguirlanden in Oelfarben verzieren. Alle Stammbücher, die im Ort circulirten — sie waren damals recht in der Mode —, gingen durch meine Hände und wurden von mir mit Blumen, Landschaften und Symbolen geschmückt.

Da ich in der Schule am besten schrieb, so eignete ich mich auch zum Abschreiben von Gerichtssachen, Käufen u. s. w. für den Gerichtsdirector; es gab also immer einige Groschen zu verdienen, die dann bis zum Neujahr sich zu Thalern mehrten, weil ich von meinem zwölften Jahre an Neujahrswünsche in

Vorrath malen und nach des Vaters Willen schon im Sommer damit anfangen mußte. Hierzu fehlte mir alle Lust; etwas Oberflächliches, oft Wiederholtes ohne weitere Vollendung und Durchführung hinzumalen, konnte mir kein Genüge geben.

Ich hatte zu Neujahr oft einen Vorrath von dreißig bis vierzig Wünschen, Blumenkränze, Landschaften mit Felsen u. s. w. darstellend, deren niedrigster Preis 6 Pfennige, der höchste 4 Gute Groschen war. Selbst Zeichnenunterricht gab ich einst vier Knaben und Mädchen, in gleichem Alter und älter als ich, die Stunde kostete à Person einen Groschen. Die Vorlegeblätter, meist Blumen, hatte ich mir selbst gezeichnet. Bisweilen wurde ich dann wol vom Spielplatze zur Ausübung meiner Pflicht und Würden geholt, ich präsentirte mich dann in einem Costüm, welches der Achtung bei den Schülern keinen Eintrag that — nämlich einer grünkattunen kleingeblümten Jacke und einer Lederhose. Mütze und Stiefeln waren im Sommer nicht nöthig, ich ging daher barfuß, Stiefeln wurden nur Sonntags angezogen.

In demselben Costüm gab ich auch der jüngsten Tochter des Pastors, sobald meine Schule aus war, täglich eine Stunde Unterricht in den Anfangsgründen des Schreibens und Lesens, und ich verstand alle Mittel des Lobes und der Strenge, sogar mit dem Lineal auf die Finger, dabei anzuwenden.

So hatten sich die letzten Jahre vor meiner Confirmation meine Einkünfte durch Zeichnen, Malen und Schreiben in der Zeit bis Neujahr auf 10—12 Thaler gesteigert. Ich erhielt nie ein neues Kleid, Rock oder Jacke. Entweder machten mir meine Aeltern aus abgelegten alten Sachen selbst etwas zurecht, oder ich bekam von Fremden etwas geschenkt, oder mein Vater kaufte ein Stück auf dem Trödelmarkte in Dresden für mich. Von dem ersparten Gelde wurden nur Stiefeln für den Winter gekauft; der größte Theil ging in des Vaters leere Kasse über.

Das letzte Jahr vor meiner Confirmation hatte ich mir jedoch so viel verdient und erspart, und mein Vater hatte es sorglich aufbewahrt, daß ich mich zu diesem Feier- und Ehrentage, dem Schlußtage meiner Kindheit, vom Kopfe bis zum Fuße neu kleiden konnte. Es war ein Ereigniß, noch nicht dagewesen, sodaß mein Vater es für wichtig genug hielt, mit mir nach Bischofswerda zu gehen und bei einem Tuchfabrikanten selbst mit einer gewissen Andacht das Tuch prüfend auszusuchen. Jahrelang hatte er Perlmutterknöpfe, die er auf seinem Bräutigamsrocke getragen, aufgehoben, mir oft gezeigt und geäußert, daß ich diese auf meinen Confirmationsfrack erhalten solle, ein Schmuck, dessen sich kein anderer rühmen konnte. Ich war durchdrungen von der Bedeutung der Confirmation und nahm den Tag so ernst ich

konnte; doch erinnere ich mich nicht, jene erhebende Stimmung gehabt zu haben, deren so manche sich rühmen können. Mir fehlte es an Vorbereitung, die warm begeisternd, anregend wirkte. Ja fast störend wurde mir meine Freude über die neuen Kleider, ich war zu diesem Behagen, an mir alles nett, passend und neu zu wissen, nie vorher gekommen und war fast beklommen in dem Gefühle, daß es den Leuten auffallen könnte, mich in neuen Kleidern zu sehen; mir war, als blicke mich jeder darum an.

Mein lieber Lehrer Fiedler hatte schon fast ein Jahr vorher die Sorge um mich, was ich wol werden möchte. Ein Handwerk mochte ich nicht lernen; der Gedanke an das Leben eines Lehrburschen unter Gesellen, die Roheit der Behandlung, die Verrichtung der niedrigsten Dienste, und keine Möglichkeit etwas zu malen oder zu lesen, hatte mir eine solche Wahl verleidet. Mein Lehrer fragte, ob ich wol Schullehrer werden möchte. Alles war mir recht, wenn es kein Handwerk war, wie viel mehr ein solcher Beruf, der es mit Büchern und Lernen zu thun hatte. Es war mir deshalb lieb, daß ich, weil ich weitere Uebung nicht nöthig hatte, während der Schreibstunden täglich Lateinisch trieb. Endlich fiel es meinem Lehrer aufs Herz, daß es ein schwerer, undankbarer Beruf sei, das Schulmeistern, und er fragte mich, ob ich nicht lieber Kaufmann werden wolle, ein Beweis, daß mich

der treffliche Mann nicht genug kannte, sonst hätte er wissen müssen, daß ich mich dazu am wenigsten eignete.

Da er aber einen Principal für mich wußte, einen Kaufmann in Pulsnitz, der mich gern aufnehmen wollte, so war mir dies auch recht, mir war eben jede andere Wahl lieber als die eines Handwerks.

Ich fing nun statt des Lateinischen zu rechnen an, und das gerade war es, was mir gegen die Haare ging; meine Exempel waren immer falsch und jede Beschäftigung damit ein steter Kampf. Doch es blieb dabei, und acht Tage nach meiner Confirmation trat ich in die Lehre ein.

Ich litt vom ersten Tage an am Heimweh. Der Principal war ein gewiß braver, doch etwas unfreundlicher Mann, der, was ich auch that, stets mit seinen Augen verfolgte und jeden Augenblick kritisirend dreinfuhr, wodurch meine Befangenheit nur vermehrt wurde. Ich mußte mit dem Markthelfer mehrmals acht Tage lang von früh bis abends in der Hausflur stehen und Schnupftaback rappiren, d. h. die großen Carotten klein und zum schnupfbaren Taback schneiden; ich durfte meine Aeltern nicht besuchen, des Sonntags nicht ausgehen außer in die Kirche, und wenn am Sonntagnachmittag mir einige Erholungsstunden vergönnt waren, so mußte ich sie dazu anwenden, mich im Rechnen, meiner Antipathie,

zu üben. Begegnete ich meinem Vater zufällig, oder sah ich ihn in der Kirche, so konnte ich vor Thränen nicht aus den Augen sehen.

Die öftern Aeußerungen des Principals: „Junge, du hast keinen Kaufmannsgeist; aus dir wird in deinem Leben nichts; du bist ein Strohkopf!" feuerten meinen Muth auch nicht an. Der Commis war ein kleines, skrofulöses Männchen mit dicker rother Nase und schielend, er war gut und duldsamer als der Principal, doch äußerte er auch einmal: „Hör' Er, Er sollte Maler werden, zum Kaufmanne taugt Er nichts; in Dresden ist eine Akademie, wo man unentgeltlich studiren kann, sprech' Er doch mit Seinem Vater!"

Ich theilte dies meinem Vater, sobald ich ihm begegnete, mit, doch er wies mich ab — mit scheinbar strengen Worten; allein ich fühlte an seinem Tone doch, daß ihm meine stete Niedergeschlagenheit leid thue: „Wie soll dies möglich sein, ich dich erhalten? Lehrjahre sind keine Herrenjahre, es geht andern auch nicht besser, drum Geduld, die Zeit vergeht schnell." Traurig kehrte ich an meinen Ladentisch zurück, und jeden Abend und Morgen fiel mir der Gedanke beängstigend auf die Seele, daß ich sechs Jahre so aushalten müsse.

Ich war acht Wochen da, als ich mich eines Tages unwohl fühlte; zu meiner Freude mußte ich zu meinen Aeltern gehen, um mich dort pflegen zu lassen, und

als ich genesen war, bat ich meinen Vater dringend, mich nicht wieder dahin zu lassen, ich wolle alles lernen, ja jedes Handwerk, welches er wünsche, nur Kaufmann möchte ich nicht werden.

Es war nicht schwer, meine Aeltern zu bewegen, und von seiten meines Principals wurde ebenso wenig zur Rückkehr gedrängt. Ich blieb zu Hause und beschäftigte mich wie früher, malte zu meiner Lust, zeichnete Wäsche zum Sticken, schrieb für den Gerichtsdirector Acten in Reinschrift und verdiente immer etwas. Allein es drängte mich und meine Aeltern, daß ich einen entscheidenden Beruf wählen möchte. Maler zu werden, konnte mir nicht einfallen, mein Vater hatte sich zu entschieden aus Mangel an Mitteln dagegen ausgesprochen.

Die Carrière eines preußischen Beamten, welcher aus Pulsnitz war und als Schreiber begonnen hatte, brachte mich auf die Idee, ob nicht eine solche auch mir sich öffnen könnte. Ich schrieb mit Bewilligung meiner Aeltern auf einige Aufforderungen in den Zeitungen zu Meldung eines Schreibers an die betreffenden Stellen, erhielt aber keine Antwort.

Die Sorge meiner Aeltern wuchs, und um sie zu beseitigen, forderte ich meinen Vater auf, mich zu einem Tischler oder Drechsler in die Lehre zu geben — dies waren die einzigen Handwerke, zu denen ich mir noch einige Lust zutraute.

Mein Vater fühlte in meiner Aufforderung den Entschluß der Verzweiflung heraus, und der Gedanke, ob es denn doch nicht möglich sei, mich auf die Akademie nach Dresden zu bringen und daselbst zu erhalten, gewann mehr und mehr Platz in ihm. Freilich konnte „mich erhalten" nur so viel heißen: mich mit einigen kleinen Zuschüssen meinem guten Glücke überlassen, denn bei 120—150 Thalern jährlicher Einnahme, wovon noch Zinsbezahlung und alte Schulden ihr Theil in Anspruch nahmen, konnte auf Geldzuschüsse nicht viel gerechnet werden.

Mein Vater zog Erkundigungen bei einem Hofbauconducteur Guido ein, welcher Verwandte in Pulsnitz hatte und diese bisweilen besuchte. Er zeigte diesem meine Zeichnungen und Malereien, die ihm so gefielen, daß er meinem Vater zuredete, mich jedenfalls Künstler werden zu lassen, er wolle mit dem Inspector der Akademie, Professor Seifert, sprechen und uns Nachricht geben. Es geschah. Wir wurden aufgefordert uns zu melden, und ich ging mit meinem Vater nach Dresden — mit wunderlichen Gefühlen.

Die Aussicht auf eine nicht geahnte und gehoffte Erfüllung von Wünschen, deren ich mir selbst nicht recht bewußt geworden war, brachte mich in eine Spannung und Erregung, wie wenn ein ungeheueres Ereigniß, das einem so fern, so unmöglich geschienen,

auf einmal zur Wahrheit geworden. Ich konnte nicht sagen, daß die Kunst als solche es war, die mich erfüllte: ich kannte von der Kunst nichts, hatte nie ein Kunstwerk gesehen, weder Gemälde noch Sculptur, das auf den Namen eines solchen Anspruch machen durfte. Niemand hatte mit mir davon gesprochen; ich hatte von Akademien das erste mal durch den Handlungscommis gehört. Wesen, Idee und Bedeutung der Kunst waren mir unbekannt, mich erfüllte nur die Lust, ja Leidenschaft am Zeichnen und Malen, jeden Gegenstand aufzunehmen und ihn mit aller Liebe und Hingebung darzustellen. Ich dachte mir, daß es nur mein Ziel werden würde, das, was ich bisher erstrebt, mit höchster Vollkommenheit auszuüben und mit allem Denken, Thun und Genießen in der vollen Hingabe daran aufzugehen.

Als ich mit meinem Vater vor der Thür des Professors Seifert stand, erfüllte mich eine solche Ehrfurcht, ja Schauer, bald vor einem Professor zu stehen, einem Manne, der, wie ich damals noch glaubte, in seiner Wissenschaft oder Kunst das Höchste erreicht, daß ich, als ich vor ihn trat, auf seine Fragen kaum antworten konnte und dies mein Vater für mich thun mußte. Ich zeigte ihm meine Producte, die er mit zwar ernsten, aber doch wohlwollenden Worten lobte. Er schrieb meinen Namen auf und setzte mir einen Termin zum Wiedernachfragen.

Ich trieb nun mein Wesen in Pulsnitz mit heiterm Bewußtsein fort, denn ich hatte nun Boden unter den Füßen und wußte, was ich wollte. Endlich sollte ich, auf unsere Nachfrage beim Professor Seifert, zu Michaelis 1820 — ich war also sechzehn Jahre alt —, ein halbes Jahr nach meiner Confirmation, in Dresden eintreffen. Meine Aeltern hatten mir von dem, was ich verdient hatte, einiges Nöthige geschafft, etliche Thaler erhielt ich von wohlhabenden Leuten geschenkt, und so reiste ich mit dem Reste von 6 Thalern in der Tasche in Begleitung meines Vaters ab. Wir gingen zuerst nach Pillnitz, um von dem Bauconducteur Guido nochmals manches zu erfragen, was meine Aufnahme auf die Akademie und das Lehrerpersonal betraf, und wanderten bald darauf, ich mit Spannung und Beklommenheit, an einem sonnenhellen und warmen Nachmittag den Weg durch das schöne Elbthal nach Dresden.

Dort hatte mir der Vater bereits eine Wohnung miethen lassen. Sie war in einem kleinen einstöckigen Häuschen auf der Oberseergasse. Die Wirthin, eine Waschfrau, bewohnte mit ihrer Tochter, die über die Jugend hinaus war und sich durch Stickerei ernährte, eine Stube. Sie hatten ein halbjähriges Kindchen von fremden Leuten zur Aufziehung übernommen, und in dieser Stube mit Wirthin, Tochter und Kind mußte ich auch mitwohnen. Ich erhielt zu meiner

Disposition ein Fenster mit Tisch und Stuhl, mich daselbst zu beschäftigen. Eine kleine Treppe höher, auf dem Boden unter dem niedrigen Dache war ein kleiner Verschlag, der für mich als Schlafkammer diente und wo sich im Sommer, wenn die Sonne auf dem Dache lag, eine solche Hitze entwickelte, daß es mich an die Bleidächer Venedigs erinnert haben würde, hätte ich von ihnen damals schon gewußt; ich glaubte ersticken zu müssen, und daß ich des Nachts schlafen konnte, war nur meiner Jugend zuzuschreiben; im Winter war ich dem Erfrieren nahe, und oft entstand auf dem Bette vom Athmen eine Eiskruste, während bei Schneegestöber der Wind den feinen Schnee durch die Ziegel wehte, daß das Bett davon bedeckt wurde.

Obgleich ich nun am Ziele meiner Wünsche war, so nahm ich doch von meinem Vater schweren Herzens Abschied. Der ganz neue Zustand, vor allem der Gedanke, wie ich auf der Akademie reussiren würde, und die Trennung von meinen Aeltern bedrückten mich. Bei meiner Gewöhnung an Entbehrung jeder Bequemlichkeit fiel mir die jetzige Beschränkung keineswegs als drückend auf. Schreien kleiner Kinder war ich nicht gewohnt, allein auch dieses wurde mir bald ertragbar; und als ich die ersten Proben in der Zeichenklasse abgelegt und die Lehrer zufrieden waren, wuchs auch meine Zufriedenheit mit meinem Zustande mehr

und mehr. Meine Existenz war billig. Wohnung und Kaffee des Morgens kostete 1 Thaler 10 Groschen monatlich. Butter, Brot, vielleicht auch einige trockene Gemüse, Kartoffeln schickten mir meine Aeltern durch allerhand Gelegenheiten, damit meine Wirthin dann und wann etwas für mich mitkochen konnte. Die meisten Tage aß ich Butterbrot und Obst, denn in ein Speisehaus zu gehen und dort Mittag zu essen, wäre für meine Verhältnisse ein Luxus gewesen, den mein Vater zu erschwingen nicht im Stande war. Wenn ich um Geld schrieb, kam höchstens 1 Gulden, oft nur 8 oder 4 Groschen. Als ich einst um etwas Geld bat, bemerkte mein Vater, es sei nicht nöthig, daß ich früh und mittags Obst zu meinem Brote äße, wie bald seien 6 Pfennige ausgegeben, und täglich 6 Pfennige mache jährlich gegen 8 Thaler! Oft war meine wackere ältere Schwester, die als braver Dienstbote stets von ihrem mäßigen Lohne einen Sparpfennig erübrigte, meine Hülfe und gab mir etwas, wenn es an allem fehlte.

Meine Fortschritte in der Akademie, die ich mit leidenschaftlichem Eifer besuchte, waren schnell; ich begann mit den ersten Anfangsgründen, nach neun oder zehn Monaten schon wurde ich in den Gipssaal versetzt. Ich copirte zur Ausstellung ein Oelbild mit schwarzer Kreide und bekam mit meinem Freunde Julius Thäter, jetzt Professor der Kupferstecherei in

München, die Erlaubniß, mittags über in der Klasse uns einschließen zu lassen. Das mitgenommene Dreierbrot mit Obst schmeckte uns köstlich; die vorschreitende Zeichnung, die täglich Lob und Aufmunterung eintrug, würzte uns unser frugales Mahl. Thäter und ich, wir schlossen uns beide aneinander an mit freundschaftlicher Hingebung und dem Gefühle engster Zusammengehörigkeit. Er war womöglich noch ärmer als ich, hatte eine schwere Kindheit in Druck und liebloser Behandlung unter fremden Menschen durchlebt, dienend, Dinge zum Verkaufe herumtragend, irgendetwas feilbietend, um seiner armen vortrefflichen und gebildeten Mutter die Sorge für seine eigene Existenz abzunehmen. Thäter war etwas in sich gekehrt, oft mürrisch gegen andere Mitschüler, unfreundlich; die Noth, die er früh kennen lernte, hatte ihn hier und da etwas bitter gemacht. Sein treffliches Herz, sein klarer Verstand, seine rechtschaffene Gesinnung, sein eiserner Fleiß und Eifer fesselten mich an ihn; ich konnte nicht mehr ohne ihn sein, wir wurden innige Freunde und sind es fürs Leben geblieben. Er hat schwere Lebenskämpfe durchzumachen gehabt, ist aber stets als reines Gold befunden worden; er gehört zu den edelsten und vortrefflichsten Menschen, die ich kenne; seine echte Religiosität hat sich in Freud und Leid bei ihm bewährt in unerschütterlichem Gottvertrauen, in energischem

Muthe bei jeder Noth, in Ergebung und Verzichtleistung, wenn sie von ihm gefordert ward. Ein solcher war und ist noch mein Freund.

Für meine Arbeit, mit welcher ich meinen Besuch der untern Klasse schloß und die ich zur Akademie-Ausstellung geben mußte, erhielt ich bei der damals üblichen Geldprämienvertheilung 25 Thaler. Welch ein ungeheuerer Erfolg für mich! Wie war auf einmal meine Sorge gehoben! Nöthige Kleidungsstücke wurden angeschafft, und der Arbeitseifer, Lust und Muth waren womöglich noch mehr gewachsen. Komisch ist mir die Erinnerung, mit welchem Stolz und Hochgenuß ich das erste mal in meinem Leben meinen Namen im Kataloge der Ausstellung und ebenso in den Zeitungen die Bekanntmachung der Prämien, darunter also auch meinen Namen, gedruckt las.

Die Besuche während der Ferien bei den Aeltern waren von dem Gefühle behaglichen Glücks begleitet, der Aufenthalt dort grenzte für mich an Wohlleben, wenn ich ihn mit meiner ärmlichen Existenz in Dresden verglich; war's ja doch auch natürlich, daß die Mutter, soviel sie konnte und die Verhältnisse erlaubten, mir etwas mehr zugute zu thun suchte, als es die Regel mit sich brachte. Daß ich eine solche Auszeichnung im ersten Jahre meiner Studien erhalten, hatte nicht nur meine guten Aeltern beglückt, sondern auch den Freunden und Nachbarn imponirt.

Ich schenkte meine Ausstellungszeichnung dem Gerichtsherrn und Gutsbesitzer Rittmeister von Posern, der schon immer gegen mich, den Schulknaben, Wohlwollen gezeigt; wenn er mir begegnet war, hatte er mir wol ein kleines Geldgeschenk gegeben, und als er mich bei einem Besuch in Dresden zu sich kommen ließ, empfing er mich gar freundlich und gab mir beim Abschied einen Dukaten.

Ich war hoch erfreut, einen solch unerwarteten Zuschuß zu erhalten, denn jene 25 Thaler waren für vielerlei Bedürfnisse verausgabt worden. Da kam mir der Gedanke an, ob ich mir nicht auch einmal den Genuß verschaffen sollte, in einem Speisehause zu essen. Es erschien mir beneidenswerth, sich die Speisen aussuchen zu können, die man vorzugsweise gern esse; ich betrachtete die, welche solches vermochten, als reiche und bevorzugte Menschen. Dabei kam es mir aber nie in den Sinn, anzunehmen, daß mir dies so gut gehöre wie jedem andern, daß es eine Ungerechtigkeit sei Gottes oder der socialen Verhältnisse, daß ich und nur wenige mit mir auf das Allernothdürftigste beschränkt blieben, während alle andern das, was sie hatten und genossen, als selbstverständlich in Anspruch nahmen. Ich wußte, ich war arm, konnte das, was jene hatten, nicht auch haben, und da ich an keine Bedürfnisse gewöhnt war, so wurde mir's auch nicht schwer.

Als ich nun jenen Dukaten erhielt, kam es mir wol erlaubt vor, das, was andern Regel war, einmal für mich als eine noch nicht genossene Ausnahme in Anspruch zu nehmen. Da mich aber jeder als arm kannte und mir der Besuch einer Restauration als Luxus erschien, so meinte ich, auch andere müßten gleiche Meinung haben wie ich. Das günstige Geschick, das mir begegnet war und diesen Wunsch in mir erregte, wollte ich doch niemand mittheilen, um solchen zu rechtfertigen. Ich ging daher zeitiger als die Mittagsstunde in das der Akademie nahe gelegene Goldene Faß, um womöglich allein zu sein, wählte mir irgendwelche Speise ohne alle Wahl, aß so geschwind, daß ich mir die Zunge verbrannte, und war froh, ungesehen wieder hinauseilen zu können, ehe jemand eintrat.

Wol möchte mancher lächeln, wenn er dies läse, und nicht begreifen, wie eine solche peinliche Abhängigkeit von der Meinung anderer möglich sei; doch mag jeder bedenken, der in freiern, weitern und glücklichern Verhältnissen aufgewachsen ist, daß das Kind armer Leute direct und indirect gewöhnt wird, jeden, der ein gutes Kleid trägt, gut ißt und trinkt, mit Einem Worte wohlhabend und bevorzugt ist, als einen Vornehmern zu betrachten, zu dem der Arme allemal in einem untergeordneten und abhängigen Verhältnisse steht, indem ihm durch jenen in seiner

Existenz irgendetwas möglicherweise gebessert oder gefährdet werden kann, je nachdem er ihm wohl oder übel gesinnt ist.

Den Gelüsten des Appetits, die geweckt wurden, wenn ich sie andere sorglos befriedigen sah, genügte ich nie. Als ich während des Fastnachtstags meine Mitschüler duftende Pfannkuchen essen sah, nahm ich mir vor, des Abends, wenn ich nach Hause ging, bei einem Bäcker, wo diese Kuchen als besonders gut gerühmt wurden, einige zu kaufen. Ich kämpfte mit meiner Neigung als einem Unrecht, das ich an meinen Aeltern verübte, indem ich das Geld, das sie sich abdarbten, so wenig es auch sein möchte, für eine Näscherei ausgäbe; doch die Entschuldigung, daß es ja nur diesmal geschehe, blieb nicht aus. Ich ging also nach Schluß der Stunde den von meiner Wohnung abführenden Weg zum Bäcker, meinend, ich habe bis dahin noch Zeit, zum Entschluß der Entsagung zu kommen. Allein in die Nähe des Bäckerhauses gekommen, machte ich dem kindischen Begehr dadurch ein Ende, daß ich anfing heftig zu laufen, sodaß ich bald vorüber war. Wieder umzukehren war nicht möglich, ich hätte mich ja vor mir selbst schämen müssen. Der Appetit war weg, und ich ging vergnügt nach Hause.

Ich hatte ein Jahr in meiner ersten Wohnung verbracht. Die Störung, wenn ich lesen oder sonst

etwas für mich treiben wollte, wurde mir doch zuletzt unerträglich; ich suchte mir daher eine Stube, um für mich allein wohnen zu können, und fand sie zum Preise von einem halben Thaler Miethe für den Monat. Das Haus, auf der Neuen Gasse gelegen, hatte vier Stock. Im Hinterhause des vierten Stocks, wo meine Wirthin, eine Witwe, wohnte, ging ein enges Treppchen nach einem Boden, wo altes Gerümpel aufgehäuft lag. Dabei befand sich ein enges Thürchen, durch das man in eine kleine Stube mit einem Fenster, aus zwei mäßigen Glasscheiben bestehend, trat. Das Meublement war ein alter Tisch und Stuhl, ein Bett — aber kein Ofen war da. Der ehemalige Besitzer des Hauses, der Mann meiner Wirthin, hatte sich, wie mir erzählt wurde, diese kleine Spelunke gleich einem Vogelnest auf das Hinterhaus auf- und angebaut und dort Kassenbillets gemacht, wofür er die Strafe im Zuchthause verbüßt hatte und dort gestorben war. Mir war dieses luftige Stübchen, welches durch sein kleines Fenster eine heitere Aussicht nach den Weinbergen und der Sächsischen Schweiz bot, ein herrlicher Fund, und ich fühlte mich wie von einem Drucke befreit, ungestört dasitzen und mein Wesen treiben zu können. Glücklicherweise kam mir der Winter — es war 1821 — zu statten, dessen wunderbarer Milde kein anderer gleichkam.

Das zweite Jahr meines Aufenthalts in Dresden hatte seinen ruhigen Verlauf. Meine Arbeiten im Gipssaale gehörten bald zu den besten. Nach der zweiten Ausstellung erhielt ich wieder eine Geldprämie von 25 Thalern; meine Zeichnungen kaufte mir, was mich besonders beglückte und ermuthigte, der Professor Matthäi für seine Privatakademie als Vorlegeblätter ab. Er war der beste von den damaligen Lehrern der Akademie, ein ausgezeichneter Zeichner und Corrector, dem ich sehr viel zu danken habe und der mir sehr wohl wollte. Auch in andere Hände gingen wol meine Zeichnungen zu gleichen Zwecken über, so für eine Anstalt nach Polen und nach der Schweiz.

Ich hatte nur elf Monate im Gipssaale gesessen, da kam ich mit meinem Freunde Thäter, der gleichfalls schnelle Fortschritte machte, in die obere oder Actklasse. Dort übte Oldach, ein Hamburger, großen Einfluß auf mich aus, der feine Schönheitssinn in seinen Zeichnungen war uns andern ein Muster der Nacheiferung. Wir schlossen uns eng aneinander an. Er starb 1830 in München. Im Actsaale erhielt ich bei der dritten Ausstellung wieder 20 Thaler Prämie.

In dem vergangenen zweiten Jahre meines Aufenthalts in Dresden erhielt ich bei einigen guten, mir wohlwollenden Leuten mehrere Mittagstische. Ein Herr Jagdsecretär Löwe, der von mir gehört,

ließ mir sagen, ich möchte ihn einmal besuchen. Da ich nun zeitig, im Sommer um 7 Uhr schon, nach der Akademie ging und abends erst wiederkam, so hielt ich es nicht für möglich, am Tage meine Zeit unterbrechen zu können; ich ging daher früh 6 Uhr zu ihm, in der Meinung, daß jeder andere wie ich auch schon früh an der Arbeit sei. Er lag noch im Bette, ließ mich rufen und mußte natürlich lachen über meine Unbeholfenheit, früh um 6 Uhr Visite zu machen. Ich fand nichts Verwunderliches darin und empfand es unangenehm, daß er meinen Besuch, wie es mir schien unpassend, heiter und humoristisch aufnahm. Er war aber dabei doch sehr freundlich und herzlich und lud mich ein, jede Woche zweimal bei ihm zu essen, empfahl mich seinem Schwiegervater, Herrn Bankier Schulze, und dem Kaufmann Bassenge, bei dem seine Tochter, die Witwe des früh verstorbenen hoffnungsvollen Malers Runge in Hamburg, mit ihren Kindern lebte. Alles treffliche, wohlwollende Menschen, deren Umgang meiner äußern Bildung sehr nützlich war und denen ich viel zu danken habe. Auch was meine Gesundheit anlangte, war es hohe Zeit, daß ich kräftige Kost erhielt; ich litt an einem schweren Husten und fing an — für mein Alter sehr spät — schnell zu wachsen.

Nachdem ich das zweite Jahr in meiner luftigen kalten Wohnung zugebracht, zog ich 1822 mit meinem

Freunde Thäter zusammen, dessen Mutter in einem Stübchen daneben wohnte und uns pflegte, wie ich es lange nicht gewohnt gewesen war. Wir hatten eine sehr kleine Stube, mit unbeschreiblicher Behaglichkeit saßen wir aber die kalten Winterabende beisammen; ich trieb Anatomie und zeichnete das ganze große Albin'sche Werk durch. Thäter, als Kupferstecher, verfolgte ebenfalls seine Interessen, und dann lasen wir zusammen, was uns noth schien, Wissenschaftliches, Poetisches. Ein heißes Verlangen, viel zu lernen, und das Gefühl, so ganz ohne alle Vorbildung zu sein, trieb uns in eine Hast, daß wir gern alles auf einmal vorgenommen hätten. Wir fühlten uns um so bedürftiger nach Wissen, als wir bei unsern Freunden Oldach und Milde aus Hamburg eine treffliche Schulbildung und gereiftere Kunstanschauungen antrafen. Milde war ein inniger Freund von Erwin Speckter, dem genialen Künstler, der in Rom so früh starb und durch seine „Briefe aus Italien" dem großen Publikum bekannt geworden ist. Milde, Thäter und ich wurden bald ein unzertrennliches Kleeblatt. Wir gingen stets miteinander um. Milde's Charakter war, wie sein Name, mild und treu, sittlich rein und fromm. Seine Bildung kam uns zu statten, er regte vielfach an, ordnete mehr die Wahl unserer Lektüre und schwärmte mit Enthusiasmus für seinen Erwin, von dessen Leben, Denken und

Thun wir durch seine Mittheilungen ein solch lebendiges Bild bekamen, als lebten wir mit ihm. Da auch seine Briefe gemeinschaftlich gelesen und wir oft in denen an Erwin erwähnt wurden, so ward denn bald auch von uns ein Brief mit ihm gewechselt und Brüderschaft getrunken, indem wir zu einer bestimmten Stunde von fünf zu fünf Minuten anstießen.

Mit dem dritten Jahre war ich genöthigt, das mir liebe Zusammenwohnen mit Thäter aufzugeben, da seine Mutter eine andere Wohnung suchen mußte. Ich verband mich mit einem Freunde, Namens Georg, der zehn Jahre älter als ich, früher Porzellanmaler und spät in die Akademie eingetreten war. Seine ewig heitere Laune war mir wohlthuend, und da ich, der viel Jüngere, ihm viel galt und meine Zeichnungen ihn aneiferten, so war sein Verhältniß zu mir ein befreundetes, und durch mich auch mit Milde und Thäter. Georg und ich zogen zusammen in die stille Familie einer hochbetagten würdigen Frau und ihrer bejahrten Tochter, in die Dachstube eines Hinterhauses der Wilsdruffer Gasse, vier Treppen hoch. Wer sollte sich nicht dabei die tristeste Vorstellung von einer solchen Existenz machen, die für mich doch eine der schönsten Erinnerungen meiner Jugend geblieben. Wir fanden daselbst schon einen jungen Maler, Namens Preller aus Weimar, wohnen, einen genialen Menschen, jetzt Professor daselbst und einer der berühm-

testen Landschaftsmaler unserer Zeit. Nicht lange aber war uns dieser angenehme und fördernde Umgang vergönnt, da Preller Dresden verließ und mit dem Großherzog Karl August nach Antwerpen ging und dort blieb. Statt seiner zog ein anderer junger Maler, an unsere Wirthin empfohlen, mit ein. Durch sein stilles, bescheidenes Wesen störte er uns nicht, und so war er einer der Unserigen, ohne daß uns ein engeres Band zusammenknüpfte.

Unser Leben gestaltete sich gleichsam wie ein Familienkreis. Unsere Wirthinnen sorgten für uns drei mit mütterlicher Theilnahme. Thäter, Milde und noch ein junger Maler, Schilde, der sich unserm Kreise anschloß, zusammen sechs, bildeten mit uns einen engen Verband. Sie kamen alle Abende zu uns. Es wurde gemeinschaftlich studirt, Geschichte getrieben und Mittwoch und Sonntag Dichterwerke gelesen. Durch Milde's Bildung wurde uns mancher Blick eröffnet und unser empfänglicher Sinn verschlang mit Begeisterung Goethe's und Shakespeare's Werke; auch die Alten wurden mit Bewunderung gelesen, und unser Leben war durch die Freundschaft, durch das Bewußtsein treu angewandter Zeit und durch das Gefühl innern Reifens und Fortschreitens ein ungetrübt glückliches, gehoben durch die reinern, begeisternden Vorstellungen von der Größe und Bedeutung der Kunst und durch die Ideale, welche wir

zu erstreben träumten und die Schöpfungen der großen Dichter in uns erweckten. Wir trieben alles gemeinschaftlich, gern saßen wir in der Akademie nebeneinander; jeder Spaziergang führte uns zusammen — zwei Jahre ohne jede Störung. Milde war ein tüchtiger Turner, wir richteten in Räcknitz bei einem Bauer einen Turnplatz ein und übten unsere Kraft nach Herzenslust. Georg hatte eine sehr schöne Stimme und war sehr musikalisch. Er gründete einen Sängerverein, an dem wir alle theilnahmen und in welchem größere Musikstücke eingeübt und in Concerten für Freunde producirt wurden; der ganze Sängerverein, meist junge Künstler, machte öfters kleine Partien aufs Land und überall waren die singenden Maler gern gesehen.

Selbst ein Concert im Städtchen Radeburg wurde veranstaltet und der Ertrag zum Besten der dort neu erbauten Schule verwendet. Nach dem Concert Tanz und Einquartierung bei den Honoratioren der Stadt, — fröhliche Erinnerungen!

Unsere Großmutter-Wirthin wurde einst von einer Enkelin, Tochter eines auswärts wohnenden, sehr verarmten Sohnes, besucht und gebeten, dieselbe bei sich aufzunehmen. Das Mädchen war sechzehn Jahre alt, blühend und sehr hübsch. Unsere Wirthin fragte uns, mütterlich besorgt, ob sie unter obwaltenden Verhältnissen dies wol könne und dürfe. Wir bejahten es

mit der unbefangenen Ueberzeugung und dem Bewußtsein reinster Gesinnung; zugleich lag aber im Hintergrunde das Gefühl, daß durch die Gegenwart dieses lieblichen, heitern, kindlich unbefangenen Wesens unserm Leben und Gebaren ein anregender Reiz verliehen würde. Wir Freunde gaben uns gegenseitig das Wort, über das junge, völlig unschuldige Wesen zu wachen, auf daß ihm nichts zu nahe trete, was irgend verderblich wirken könne. Sie hat daher von uns auch nie eine Schmeichelei gehört oder galante Aufmerksamkeiten erfahren, wie ein Jüngling einem jungen Mädchen wol gern erzeigt; durch Unterricht wurde ihren mangelhaften Schulkenntnissen nachgeholfen, und eifersüchtig wachten wir, wenn uns Bekannte und Freunde besuchten; wir beobachteten sie, ob sie uns gleich dächten, und sie wurden durch irgendeinen Vorwand von Wiederholung ihres Besuchs abgehalten, wenn wir das Gegentheil bemerkten. So ward nun der Charakter des Familienlebens noch entschiedener abgerundet, und es waren die behaglichsten Stunden, wenn wir vereint am großen Tische saßen, der eine vorlas, die andern vielleicht nachschrieben oder zeichneten, während der weibliche Theil der Zuhörer mit Arbeiten beschäftigt war.

Mein Streben und Wünschen war immer gewesen, Maler zu werden; es zog mich aber nicht speciell zur Malerei hin, mich erfüllte die Freude an der Kunst

in ihrem ganzen Umfange. Die Kunst in ihrem ganzen Umfange war der Gegenstand meines Strebens, meiner Liebe, meiner Ideale, und ich that mit Leidenschaft, was mich darin förderte.

Einst ließ mich der Professor Seifert rufen, der mir mittheilte, daß der Minister Graf von Einsiedel einen jungen Mann suche, der sich als Modelleur ausbilden wolle, um einst als solcher für sein Eisenwerk zu Lauchhammer thätig und nützlich zu werden; ein solcher sollte schon hier in seinen Studien unterstützt und auch später in Stuttgart bei Dannecker oder in Berlin bei Rauch weiter sich ausbilden. Obgleich die Aussicht nicht lockend war, vielleicht als Modelleur eines Eisenwerks meine Plane und Ideale für die Zukunft ein für allemal aufzugeben, so machte sich doch die Vorstellung geltend, daß es wol möglich sei, eingegangenen Verbindlichkeiten und Pflichten nachzukommen, für diese Eisenwerke mich nützlich zu machen und zu wirken, ohne als Arbeitsmitglied daselbst eingereiht zu werden, um dabei vielleicht künstlerisch unterzugehen.

An der Akademie gab es keine Malerklasse, in die Matthäi'sche Privatakademie aufgenommen zu werden, es fehlte mir an Geld, fehlte es mir überhaupt gänzlich an Hülfe und Rath. Die Schüler der Akademie, sobald sie die Klassen durchlaufen hatten, standen verlassen da; kein Lehrer, der ein Interesse für

sie gefaßt und der Vertrauen und Muth eingeflößt hätte, sich ihm anzuschließen — der einzige Matthäi ausgenommen. Nun, durch das Anerbieten des Grafen von Einsiedel bot sich mir die Möglichkeit der weitern Ausbildung unter einem großen Künstler, und was konnte nicht alles die Zukunft bringen und gestalten? Und ist es nicht so geworden? —

Ich nahm den Vorschlag erst beklommen, dann freudig und dankbar an, wurde dem Minister von Professor Seifert vorgestellt und erhielt nun monatlich 3 Thaler Unterstützung. Mit Hülfe mehrerer Mittagstische, einiger Beihülfe meiner Aeltern — Geld erhielt ich nun nicht mehr von ihnen — und kleiner Nebenverdienste kam ich aus, ohne Schulden machen zu müssen. Zwei Jahre früher wäre mir meine damalige Lage brillant erschienen, doch regten sich nun mehr Bedürfnisse. Der Umgang mit Freunden, so gleichmäßig sparsam wir lebten, war Anlaß zu mancher kleinen Ausgabe; auf Kleider wurde mehr Rücksicht genommen, es mangelte erklärlicherweise daher stets an Geld, doch nie an Frohsinn und Heiterkeit.

Ich trat nun meine plastischen Studien beim Hofbildhauer Professor Pettrich an: ein alter Mann, der in seinem Leben nur Grabsteine ausgeführt und seinen Aufenthalt in Rom zu Abformungen angewendet hatte. Von künstlerischem Sinn und Bildung ent-

fernt, eröffnete er mir bei meinem Eintritt in seine Werkstatt, daß die Hauptsache des Bildhauers sei, tüchtig in Stein hauen zu können, und daß ich, um praktisch zu werden, sechs Jahre vorerst dazu anwenden müsse. Ich berief mich auf den Wunsch des Ministers von Einsiedel, daß ich vor allem modelliren solle, und begann nun mit Copiren nach einigen antiken Masken, wobei Pettrich's Schwiegersohn, Neuhäuser, der die Arbeiten der Werkstatt für ihn unter seinem Namen fortführte und der ein trefflicher, talentvoller Mann war, mir sehr zur Hand ging und die Anfänge erleichterte.

Mit gleicher Lust wie das Zeichnen ergriff ich diese neue Kunstbeschäftigung und suchte mit Treue die Feinheiten, die ich in der Antike sah und fühlte, wiederzugeben, was dem Professor Pettrich alles zu langsam ging, da ich nichts „praktisch" genug anzugreifen wußte. Anstatt nun fortzufahren, einzelne Theile und größere Sachen der Antike zu copiren, die Natur kennen und benutzen zu lernen, gab er mir einige kleine, nicht einen Fuß hohe Figürchen von Bildhauern, die seine Lehrer gewesen waren, und die ich in doppelter Größe copiren mußte, eine Methode, die man allenfalls umgekehrt anwenden kann, doch nimmermehr in dieser Weise. Als mir endlich ein Kinderfigürchen, das ich mit Lust copirt und woran ich zu seinem Verdrusse zehn Wochen gearbeitet hatte, zusammenfiel, da riß seine Geduld und er meinte, daß

aus mir kein Bildhauer werden könnte, ich sei ein bloßer Thonklantscher. Mit Mismuth und Verdruß nahm ich diesen Vorwurf still auf. Niederschlagen konnte er mich nicht, denn ich fühlte wohl, sowenig ich mit mir zufrieden war, daß er ebenso wenig ein Lehrer und Führer sein konnte, daß er der Kunst fern stand und nur ein Handwerker war.

Pettrich, der zu seinen Grabmonumenten nur kleine, höchstens fußhohe Figürchen modellirte, die dann gepunktet wurden, hatte große Figuren nie anders aufgebaut und modellirt als aus Thonplatten, weil dieselben stets gebrannt und statt Steinfiguren zur Decoration im Freien an Häusern u. s. w. aufgestellt worden waren. An einer Figur sechs bis zwölf Monate arbeiten, durchbilden, vollenden, davon hatte er keine Ahnung. Daher war es ihm auch fremd, daß in Thonfiguren des Haltes wegen Eisenstangen und Draht angebracht werden müssen. Nur außerhalb der Figur acceptirte er die gewöhnliche eiserne Stange oder Stütze, welche in der Mitte der Gestalt in den Körper hineinbiegt, sodaß dieser auf ihr ruht. Diese kann aber nie stark genug sein, um allein die Thonlast zu tragen. Darüber hatte ich damals keine Erfahrung und glaubte ihm, denn so wenig Vertrauen ich zu seiner Kunst hatte, so hatte ich es doch zu seiner Praktik, die er mir an sich stets rühmte und an mir vermißte.

Ohne irgendwelche Studien gemacht zu haben, als die wenigen unzweckmäßigen Copien, wagte ich mich an eine ziemlich lebensgroße Figur, einen Diskuswerfer. Im engen, erbärmlichen, nicht acht Fuß hohen Raum mit kleinen Fenstern, die Figur ein oder anderthalb Fuß über dem Boden entfernt, ohne Drehstuhl, ohne irgendeinen Rath als höchstens einen irreführenden, baute ich meine Figur auf, die unzähligemal zusammensank, weil die freistehende und nach Pettrich's Angabe gefertigte, viel zu dünne eiserne Stange hinten nichts helfen konnte, sondern von dem daran und darauf ruhenden und hängenden Thon nach vorn und krumm gebogen wurde. Mühselig brachte ich die Figur zusammen dadurch, daß ich den Thon wenig anfeuchtete und somit etwas hart werden ließ, auch überall denselben stützte. Ich konnte aber bei aller Mühe und Arbeit keine Freude und Genugthuung dabei finden. Dazu mußte ich öfters die mistrauische Beurtheilung meiner Fähigkeiten mit anhören, was meinen Muth und Eifer nicht förderte. Ich erinnere mich, daß, als ich die Figur ausgestellt hatte, Professor Rauch die Ausstellung besuchte. Ich weiß nicht, wer mich ihm vorstellte, erinnere mich aber des großen überwältigenden Eindrucks, den er auf mich machte. Er sprach einige Worte mit mir, doch nichts über meinen Diskuswerfer.

Der Minister von Einsiedel ließ mich einst rufen

und fragte mich, ob ich mir getraue, eine circa sieben Fuß hohe Figur eines Neptun zu machen. Es sei vom Magistrat von Nordhausen die Bestellung dieser Figur zu einem Brunnen an Lauchhammer ergangen, und er würde sich freuen, wenn ich diese Arbeit bewältigen könnte. Ich erfaßte mit Freuden diesen Auftrag, dessen Umfang und Schwierigkeit ich nicht ahnte, der mir aber in Aussicht stellte, von der Leitung des Professors Pettrich entbunden zu werden. Ich sollte, da kein anderer Raum vorhanden, in einem Pavillon des Zwingers, dem ehemaligen Conchyliencabinet, die Statue machen, der Maler Professor Hartmann sollte die Arbeit leiten. Es wurde mir ein eisernes Oefchen in diesen großen steinernen Raum gesetzt. Ich ließ mir einen Drehstuhl machen, der natürlich sehr unpraktisch ausfiel, da ich weder bei Pettrich noch sonstwo einen solchen für große Arbeiten gesehen hatte. Die Drehung geschah ohne Kugeln, nur Scheibe an Scheibe auf abgerundeten Holzringen ruhend, auf denen die Friction geschehen mußte. Die eiserne Stange war nicht vergessen, welche in der Höhe des glutaeus magnus in den Körper einbog und dort mit einem Querholz versehen wurde, damit der Körper darauf ruhen sollte. Die Figur hatte die ruhende Stellung vieler antiken Neptune, stehend, ein Bein auf einen Delphin gestützt, den linken Arm auf das gebogene Knie auflehnend,

im rechten Arm den Dreizack. Da die ganze Stellung des Oberkörpers eine vorgebeugte war, so zog er die Thonmasse mit sammt dem Eisen nach, statt auf ihm zu ruhen. Der Körper wurde, um die Schwere des Thons zu ersparen, mit Holzkohlen gefüllt, allein Kopf und Arme, die ich lange nicht anzulegen wagte, mußten doch wieder massiv werden, und so hatte ich wochenlang zu thun, um nur die Verhältnisse der Beine und des Körpers in ihrer Höhe zu erhalten, da die obern Thonmassen die untern beschwerten und zusammendrückten, sodaß die Beine immer kürzer und dicker wurden. Jeder Theil mußte gestützt werden. Nachdem der Thon etwas angezogen hatte und fester geworden war und ich die Höhenverhältnisse fast alle Tage erneuert hatte, brachte ich in mein Stützensystem Ordnung; um unter und hinter ihnen ordentlich arbeiten zu können, verschaffte ich mir starke Latten und drei bis vier Centnergewichte, setzte die Latten an die Körpertheile als Stützen an, einen Centner davor, unterbaute den Arm mit zwei Stützen und hatte so ein Gerüst um die Figur gebildet, daß ich mühselig und höchst vorsichtig unter und zwischen demselben mich bewegen mußte. Der Ofen heizte den Raum nur unzulänglich, und als ich im Winter einige Tage bei meinen Aeltern zubrachte, fand ich bei meiner Rückkunft die Oberfläche der Figur so gefroren, daß sich die äußern Schichten Thon

theilweise ablösten und die Oberflächen erneuert werden mußten. Der rechte Arm fiel zweimal herunter; ich fühlte mich ganz unglücklich. Drehen konnte ich die Figur nicht ohne Hülfe, theils war der Modellirstuhl so schlecht construirt, daß die Thonlast ein Drehen fast unmöglich machte, theils waren die stützenden Balken ein Hinderniß, denn ohne diese mußte die Figur vorwärts und seitwärts zusammenbrechen. So passirte mir es einst, daß ich, als ich am vordern Bein modellirte und mich aufrichtete, die Stütze, welche vor der Brust angestemmt war, mit dem Rücken abstieß, sodaß der ganze Neptun schon anfing, seine Neigung nach vorn zu beginnen, und ich kaum Zeit hatte, auf einen Stufentritt zu springen und mit aller Anstrengung feststehend und stemmend eine weitere Vorneigung zu verhindern. Ich rief um Hülfe und hoffte, der Aufwärter des Museums, welchen ich um diese Zeit erwarten konnte, würde seine Runde machen. Aber fast eine Stunde mußte ich stehen und halten, sodaß ich von großer Noth mich erlöst fühlte, als der Aufwärter endlich kam und ich die Stangen anstemmen und den Centner davorsetzen lassen konnte. Zweimal, als die Figur gedreht werden mußte, um die vom Fenster abgewendete Seite zu modelliren und zu vollenden, wurden drei starke Männer bestellt, zwei, die mit aller Kraft die verquollene Scheibe des Stuhls drehten, währenddessen

ein dritter und ich beim Drehen an Stelle der Stützen die Figur hielten. Diese wurden alsbald wieder angesetzt und durch Centner gesichert. Trotzdem wurde die Arbeit unaufhörlich vermehrt und erneuert, indem der Thon in sich zusammensank, das Standbein immer kürzer wurde, sodaß ich von der acht Zoll starken Plinthe immer wieder abnehmen mußte, um die richtige Länge des zusammengesunkenen Beines herzustellen. Dies ging so fort, bis am Schluß der Arbeit die Plinthe nicht mehr vorhanden war, aber nicht allein diese fehlte, sondern auch der ganze Fuß dazu, sodaß die Knöchel des Beins den Modelltisch berührten.

Ich hatte beinahe ein Jahr mit dieser trostlosen Arbeit zugebracht, die ich wie einen Sisyphusstein immer von neuem wälzen mußte. Der Rath des Professors Hartmann nutzte mir nichts, weder künstlerisch noch technisch. Welch kostbare Zeit! Drei Jahre, die ich bei Pettrich und mit dieser Arbeit zugebracht, waren verloren! Kein Künstler oder Lehrer zu jener Zeit, der sich um einen jungen Mann bekümmerte, ihm Rath ertheilte; und wenn sie es gewollt hätten, würden wir den Rath haben annehmen können? Wir fühlten alle zu sehr, daß diese Männer einer abgelebten Kunstperiode angehörten. Seidelmann, Schubert, Rößler, Pochmann u. s. w. Kein Schüler hegte vor ihrer Correctur Achtung, man suchte sich ihr auf alle mög-

liche Weise zu entziehen. Hartmann's Persönlichkeit flößte zwar mehr Respect ein, er war ein sehr gebildeter, feiner und wohlwollender Mann, seine Correctur war gewissenhaft, aber auch er hatte nichts Anregendes. Eine glänzende Ausnahme machte allein Matthäi, Corrector und derjenige Professor, welcher der Akademie den Ruf, den sie damals hatte, erhielt und mehrte. Dennoch stand er den Schülern, welche nicht in seiner Privatzeichenschule waren, fern. Ich denke heute noch mit Freuden an Matthäi's Correctur im Actsaale.

Einige frische Kräfte, welche in das Lehrerpersonal einrückten, Näke und Vogel, wirkten sehr anregend durch ihre strenge Zeichnung und durch ihre ganze Richtung, welche dem neuen Aufschwunge der Kunst angehörte; doch fiel deren Berufung in die letzte Zeit meines Aufenthalts in Dresden. Vogel's Ausmalung des Speisesaals in Pillnitz war ein Ereigniß von hoher Bedeutung für uns und führte zu größern und ernstern Kunstanschauungen; persönlich blieb ich jenen Männern fern, es fehlte jede Vermittelung, zu ihnen in ein näheres Verhältniß zu treten.

Die Zeit, wo ich Dresden verlassen sollte, rückte heran. Ich hatte sechs volle Jahre gezeichnet und modellirt, und nichts geleistet, wozu heutzutage junge Leute schon im zweiten und dritten Jahre ihrer Studien reifen. Die Zeit bei Pettrich und die Qual mit dem

Neptun waren verloren, ich hatte dabei nichts gelernt, ja gar manches mir angewöhnt, was wieder abzulegen Zeit forderte. Wenn ich Ideen entwarf und componirte, so entsprach der Erfolg dann in keiner Weise dem, was und wie ich es mir gedacht hatte. Einige Ermuthigung, Anregung und Anleitung hätte mich ungemein gefördert — aber von alledem wurde mir nichts zutheil.

Thäter wurde durch seine Kunst als Kupferstecher auf andere Dinge hingewiesen, er war ein vorzüglicher Zeichner. Milde, anregender, verließ uns eben, als in mir der Eifer erst recht erwachte, er ging nach Hamburg zurück. Die andern Freunde standen mir an Fähigkeiten nach. Auch Oldach war längst nach München fort, sein bevorzugtes Talent that sich auf der Akademie hervor. Es war bestimmt, daß ich in Berlin versuchen sollte, ob mich Rauch in sein Atelier aufnehme. Ich sehnte mich auch fort, und doch — gewöhnt an ein gemüthliches Beisammensein mit Freunden, beunruhigte mich der Gedanke nach Berlin zu gehen, außerordentlich. Ich hatte von Berlin leider ein schlimmes Vorurtheil in mir aufgenommen, von Rauch's Herbheit und Strenge gehört und wäre gar zu gern nach Stuttgart zu Dannecker gegangen. — Ach wie gut, daß nicht alles sich erfüllt, was man wünscht und vom jedesmaligen Standpunkte seiner Urtheilskraft für richtig und ersprießlich hält!

Ehe ich abreiste, machte ich noch einen Besuch in Zittau bei einem Bruder meiner Mutter, dem Accisobereinnehmer Röllig, der ein sehr geachteter Mann war. Er empfing mich mit seiner Frau und Tochter herzlich und väterlich und machte mir den Aufenthalt von acht Tagen in der herrlichen Umgegend Zittaus unvergeßlich. Ich verließ den mir schnell liebgewordenen Familienkreis mit wahrer Trauer, und ein unüberwindliches Heimweh verfolgte mich nach Haus, welches durch den Contrast sich nur noch mehr steigerte und hauptsächlich sich darauf basirte, daß ich mich nun bald einsam im großen Berlin und seiner tristen Umgebung denken mußte.

Mein geliebter Freund Thäter hatte vier Wochen vor meiner Abreise Dresden verlassen, um in Nürnberg unter Reindel sich weiter auszubilden. Es war ihm, erinnere ich mich recht, einige Unterstützung dazu geworden, und kleine Aufträge fehlten ihm auch nicht. Mir ward es dadurch leichter, mich von Dresden zu trennen, denn ohne Thäter und Milde konnte keiner meiner Mitgenossen mich fesseln. Ich reiste Anfang November 1826 von Dresden ab. Eisenbahnen gab es noch nicht, Eilpost war mir zu theuer, ich glaubte sogar, statt mit der Fahrpost zu reisen, besser zu thun, wenn ich bis Wittenberg ginge, diese Stadt, die mich sehr interessirte, ansähe und dann vielleicht mit Gelegenheit weiter führe, sodaß ich, wenn ich auch

nicht billiger reiste, doch etwas gesehen und gelernt hätte.

Einige zwanzig Genossen begleiteten mich nachmittags bei schönem Wetter bis Meißen, wo wir einen fröhlichen Abend bei Wein und Gesang feierten. Am andern Morgen verließ ich sie, nur ein einziger, Namens Schilde, begleitete mich noch zwei Stunden Wegs. Der Morgen war heiter und mein Herz voll Muth. Doch als auch dieser letzte Freund geschieden, die anmuthige hügelige Gegend aufhörte, vor mir über dem flach wie das Meer daliegenden Walde ich eine große Stratuswolkenwand langsam heranrücken und beim Blicke nach rückwärts über der Heimat einen reinen goldenen Himmel ausgespannt sah, da fiel mir das Alleinsein und das jenseit des großen Waldes mit der darüberstehenden dunkeln Regenwand gelegene Berlin schwer aufs Herz, daß ich oft stehen blieb und sehnsüchtig meine Grüße nach rückwärts sandte. Endlich fing es an zu regnen. Der ganze Himmel hatte sich umzogen, auch hinter mir, sodaß es also überall trübselig aussah, und ich weniger beklommen und etwas muthiger meinen Weg fortsetzte. Gegen Abend kam ich in Strehlen (oder Belgern?) an der Elbe müde und ganz durchnäßt an, wo ein warmes Abendbrot im trockenen durchwärmten Raume mich ganz behaglich anmuthete.

Den andern Morgen war Schnee gefallen, ich

watete durch denselben nach Torgau, wo ich an Bekannte meiner dresdener Wirthsleute empfohlen war. Ich sollte die Nacht dort bleiben, doch mein Zustand erschien mir unheimlich, ich war unruhig, verlangte vorwärts; das Wetter wurde schön, aber kalt, es fror. Einen Mantel hatte ich nicht, Ueberziehröcke und Plaids waren noch nicht Mode; trotzdem setzte ich mich gegen 8 Uhr auf die Post, um etwa des Nachts 1 Uhr nach Wittenberg zu kommen. Ich war allein im Wagen, welcher, vorn offen, mich gänzlich der Kälte preisgab, sodaß ich vor Frost fast verging. Der mitleidige Postillon gab mir eine Pferdedecke, damit ich mich nur ein wenig schützen könnte. Im Gasthofe zu Wittenberg war alles zu Bett, kaum daß ich endlich in eine kalte Stube ohne irgendwelche erwärmende Stärkung aufgenommen wurde. Ich verwünschte den unglücklichen Einfall, diese Tour und Art zu reisen gewählt zu haben, denn es war mir recht widerwärtig, elend und verlassen zu Muthe.

Am andern Morgen ging ich aus, sah mir die Schloßkirche, Luther's Monument und im ehemaligen Augustinerkloster Luther's Stube an, und fuhr mit einer Retourgelegenheit bei Schnee und Regenwetter mit einigen Passagieren vormittags ab. Unter den letztern befand sich ein Candidat der Theologie, Namens Hecker, aus den russischen Ostseeprovinzen. Ich schloß mich bald an ihn an; da er ein ernster

angenehmer junger Mann war, und da ich meine Einsamkeit in Berlin im voraus schwer drückend empfand, so trug ich ihm an, da ich sogleich eine Wohnung miethen mußte, er möge die vierzehn Tage seines Aufenthalts in Berlin bei mir wohnen. Erfreut und angenehm berührt, ging er darauf ein. Meine Einfahrt in Berlin bei unfreundlichem Schlackenwetter verstärkte den schlimmen Eindruck, den ich erwartet hatte.

Wir ließen unser Gepäck im Gasthofe, in dem der Lohnkutscher einkehrte, stehen, und ein freundliches Männchen, ein Schneider, welcher ein Mitpassagier gewesen, war so gefällig, mit uns herumzugehen, eine Wohnung zu suchen. Alles war für meine Mittel zu theuer, und so schloß ich endlich in der Französischen Straße für ein Stübchen, welches die Wirthin neben ihrer Stube als einen Holzraum mitbenutzte, um 3 Thaler Miethe des Monats ab. Mit geläufiger Zunge pries sie mir die Vorzüge der Stube und ihrer Lage, und wie wohnlich dieselbe aussehen würde, wenn das Holz heraus und sie mit Sofa, Tisch und Stühlen möblirt sein würde. Ich fand, sie hatte recht.

Da ich mich leicht in jedem Raume, wenn er nur reinlich ist, behaglich einzurichten weiß, so war mir's auch in meinem neuen Stübchen bald heimlich. Es führte mich die Stille darin wieder mir selbst zu, und das Gefühl der Einsamkeit, das uns im Gewühle

der großen Stadt umfängt, machte einer beruhigenden Gegenwirkung Platz.

In der Voraussetzung, daß Rauch, wie mir mitgetheilt worden, verreist sei, ging ich am Morgen in ruhigerer Stimmung, als es sonst der Fall gewesen sein würde, nach seinem Atelier. Nachdem ich zuerst die in der Nähe der Französischen Straße gelegenen Monumente Bülow's, Scharnhorst's und Blücher's gesehen — die ersten neuen Sculpturwerke von Bedeutung, die mir vor die Augen kamen — und mit Erstaunen bewundert hatte, wollte ich eben, auf dem Schloßplatz angekommen, nach dem Durchgangsportale des Schlosses zusteuern, als die prächtige Gestalt Rauch's im gelblichen Kragenmantel, wie ich ihn in Dresden gesehen, heraustrat und über den Platz nach der Domkirche zu gemessenen Schrittes seinen Weg nahm. Ich stand vor Schreck und Ehrfurcht wie gebannt auf einer Stelle und schaute ihm nach, so weit mein Auge ihm folgen konnte. Meine ganze gewonnene Ruhe war dahin, ich hatte ja nun die Aussicht, daß vielleicht in wenigen Stunden mein Schicksal sich entscheiden mußte. Ich ging etwas später in Rauch's Atelier. Mit schwerem Herzen trat ich in seine Werkstatt ein. Das Klopfen der Marmorhämmer, die umstehenden Modelle, der Aufbau einer kolossalen Figur Friedrich Wilhelm's, für Gumbinnen bestimmt, die Atmosphäre solchen Ateliers, wo in

Thon gearbeitet wird, die ganz neuen großen Verhältnisse solcher Umgebung machten einen tiefen Eindruck und erhöhten meine Befangenheit nur noch mehr.

Rauch war gegenwärtig. Fast zitternd nannte ich meinen Namen und gab ihm einen Brief des Ministers Grafen von Einsiedel und des Hofraths Böttiche r. Er erinnerte sich meiner von Dresden, war nicht unfreundlich, aber ernst, und als er gelesen, sagte er: „Ich zweifle, daß Sie hier bleiben können, da ich wenig Platz habe; halten Sie sich aber vier Wochen hier auf, da jetzt diese große Statue" — er meinte die Friedrich Wilhelm's I. — „aufgebaut wird, damit Sie sehen, wie man das macht!" Er hatte in Dresden von meiner Noth, den Neptun aufzubauen, gehört.

Wenn ich nicht dableiben konnte, was nützten mir da vier Wochen? Und doch freute ich mich, nun hoffen zu dürfen, daß ich aus Berlin fort und zu Dannecker gehen könnte. Mich bedrückte der imponirende, mir kalt scheinende Ernst in Rauch's Wesen. Er hieß mich, ihm meine Zeichnungen aus Dresden — Acte nach der Natur und einige Compositionen — bringen, und als er sie gesehen, sagte er: „Sie zeichnen ja recht gut, nehmen Sie sich einmal Thon und legen Sie eine Büste nach irgendeinem Original an." Ich nahm Rauch's Büste des Generals York. Einer von Rauch's ältern Schülern, Berges,

wenig begabt, aber guten, gefälligen Charakters, war mir behülflich, und als Rauch die Anlage der Büste sah, war er zufrieden. Dies gab mir Muth und ließ sogar die Aussicht, in Berlin bleiben zu müssen, mich erträglich finden.

Ehe ich von Dresden abgereist, befanden sich dort vier Tiroler, die Gebrüder Rainer, soviel ich mich erinnere die ersten herumwandernden Natursänger, die dann so viel Nachfolger gefunden. Es waren stattliche Männer, und ich hatte sie schon in Dresden besucht und von ihnen einige Skizzen entnommen. Ihre herzliche naturwüchsige Art, welche damals noch etwas Echtes im Vergleich mit der der jetzt herumwandernden Natursänger hatte, entzückte mich, und ich war überglücklich, als ich hörte, daß sie in Berlin angekommen seien, und ich sie sogar ganz in der Nähe vom Lagerhause, Rauch's Werkstatt, einlogirt fand. Ich besuchte sie, sie nahmen mich erfreut auf, ich ging öfter hin und fühlte mich angeheimelt bei ihnen. Ich zeichnete ihre Porträts, die mir sehr ähnlich und charakteristisch gelangen, und als ich sie Rauch zeigte, war er ganz überrascht, lobte mich sehr, und mein Dableiben war nun entschieden. Der Gedanke daran war mir jetzt auch erfreulich, da Rauch's Lob mir mehr Muth und mehr Selbstvertrauen gegeben hatte.

Rauch fragte mich, ob ich schon ein Relief mo-

dellirt habe. Ich hatte keinen Begriff davon und glaubte, ein Relief sei eigentlich eine halb durchgeschnittene Figur, die mit ihrer Flachseite auf einem Grunde aufläge. Was ich von griechischen Reliefs im dresdener Gipsmuseum gesehen, hatte mir das Princip derselben noch nicht klar gemacht.

Er hieß mich nun einen Manequin nehmen, welcher noch mit einem Kattungewand umlegt war und zur Figur eines Apostels gedient hatte. Ich sollte einen Apostel Paulus daraus machen, in dem einen Arm ein Buch, in der andern Hand ein Schwert haltend. Berges lehrte mich erst diese Figur nackt anlegen; da ich aber das Flächenprincip des Reliefs nicht kannte, so kam ich damit immer höher und runder hinaus, sodaß der äußere Arm fast freistand, was denn auch fürs Gewand das Gleiche mit allen seinen Unmöglichkeiten forderte. Rauch kam mehrere Tage hintereinander, sah die Arbeit und ging, ohne ein Wort zu sagen, weiter. Ich glaubte, große Zufriedenheit darin zu erkennen, und fuhr ermuthigt fort. Endlich am dritten Tage fragte er mich nach einem Drahte, den ich ihm erwartungsvoll, was er damit wolle, reichte. Da schnitt er fast die Hälfte von der Höhe der Figur herunter, die mir zu Füßen fiel, daß gleichsam nur ein hoher Grundriß zurückblieb, und sagte: „Wie kann man nur eine so infame Klempnerarbeit machen! Nur so hoch darf es sein."

Rauch legte den Draht hin und ging fort. Mir kamen fast die Thränen in die Augen, ich war ganz erschrocken, aus meinem Himmel gefallen. Berges tröstete mich und lehrte mich das Rechte, und so kam nach und nach die Figur zu Stande, mit welcher Rauch bisweilen zufrieden schien. Nach Beendigung derselben rieth er mir, als Pendant eine neue, einen Petrus, anzulegen. Er hat sie später mit vielen andern Reliefs in seine Treppenflur einmauern lassen, nicht weil sie gelungene Arbeiten waren, sondern weil sie einen passenden Raum ausfüllten und immerhin eine leere Wand schmücken halfen.

Aus Rauch's Benehmen konnte ich bald schließen, daß er mir geneigt war. Ich mußte in dem Theile seiner Werkstatt, wo er selbst arbeitete, modelliren; er fing oft Gespräche mit mir an und bat mich, seine Kupferstiche und Kupferwerke in Ordnung zu bringen und zu katalogisiren, und wenn er etwas brauchte, es ihm zu holen. Er forderte mich bisweilen auf, abends zu ihm zu kommen, wo er überaus freundlich und gesprächig war und der Unterschied sehr fühlbar wurde zwischen der abgemessenen, kurzen und rauhen Art, wie der geistig und praktisch viel beschäftigte Mann sich bei der Arbeit zeigte.

Wie oft ging ich abends von ihm fort in der Ueberzeugung, er habe sich in seinem Wesen gegen mich geändert, er sei viel offener, freundlicher, hin-

gebender geworden; allein der andere Morgen zeigte mir allemal, daß mit dem Eintritt in die Werkstatt die Sorge und der Ernst der Arbeit ihn still, in sich gekehrt, bei der geringsten Störung oft unfreundlich, ja heftig machen konnte.

Meine Studienzeit in Dresden fiel in jene sogenannte Nazarenische Periode, die trotz ihrer Schwächen doch die Wiedergeburt einer neuen, frischen und lebensvollen Kunst in sich trug. Die Bildhauer waren unberührt davon geblieben. Thorwaldsen mit seinem griechischen Geiste, Rauch mit seiner charakter- und stilvollen Auffassung und Anwendung der Natur schlossen jene übermäßige Gefühlsweichheit von ihrer Kunst aus. Ich war nur mit jungen Malern umgegangen, und da steckte mich die in die Mode gekommene Verachtung der Antike an. Ich bemühte mich, gegen Urtheil und Ueberzeugung, sie kalt und gefühlleer und das Höchste nur in der italienischen — vorrafaelischen — und altdeutschen Kunst zu finden. Da jene Uebergeringschätzung mir nie ganz in Fleisch und Blut übergegangen war, sondern ein natürliches Gefühl alles auf das richtige Maß zurückführte und ich die Schönheit beider Kunstrichtungen sowie das, was für ihre Zeit und nicht mehr für uns maßgebend sein konnte, herausfühlte, so wurde besonders in Berlin meine Achtung vor der Antike erhöht, ob wol ich mich noch nicht für sie begeistern konnte.

Einst war der Abguß einer Niobe angekommen, welche im Gegensatze zu derselben Figur, die im Cyklus der florentinischen Niobegruppe sich befindet, als ein Originalwerk für jene Gruppe ihrer Schönheit und Lebendigkeit wegen betrachtet wird. Der Abguß war für die königliche Sammlung bestimmt und Rauch entzückt darüber. Ich kam in die Werkstatt, sah den Abguß, ging daran vorüber und an meine Arbeit, die ich still begann. Da Rauch nun erwartete, ich würde begeistert über die erwähnte Statue mich äußern, fragte er, etwas scharf und gereizt im Tone: „Nun, Sie sagen gar nichts?" — „Was denn?" fragte ich. „Haben Sie denn draußen das herrliche Werk, die Niobe, nicht gesehen?" Ich verneinte es. „Sie haben es nicht gesehen?" antwortete Rauch gereizter. „Nicht wahr, wenn es eine Madonna gewesen wäre, würde sie Ihnen wol in die Augen gefallen sein?" Erschrocken lief ich hinaus, sah und betrachtete und suchte mich dafür zu erfüllen; es gelang mir noch nicht recht, zumal ich jetzt mit Befangenheit die Schönheit in mich aufnehmen wollte. Nachdem Rauch darüber noch eifernd gesprochen, blieb er den ganzen Nachmittag schmollend still. Für mich aber wurde dieser Vorfall ein Anstoß, die Antike künftig aufmerksamer zu betrachten.

In jener Zeit — es war im Jahre 1827 — wollte man in Dresden dem verstorbenen König

Friedrich August dem Gerechten ein Denkmal errichten, und kamen deshalb von seiten des Comité, an dessen Spitze Prinz Johann, der jetzt regierende König, stand, Anträge an Rauch zur Ausführung. Dieser war viel beschäftigt und sollte das Monument des Königs Max von Baiern bald beginnen. Er hatte mich, als einen Sachsen, vorgeschlagen, von dem er viel Hoffnung hege, zumal wenn es mir erlaubt werde, die Arbeit unter seiner — Rauch's — Leitung auszuführen. Ich war erstaunt, erschrocken über diese Empfehlung Rauch's, gerührt von seiner Güte, Fürsorge und seinem Interesse für mich, gehoben auch durch sein Vertrauen, welches doch einer Fähigkeit in mir gewiß sein mußte, die seine Empfehlung rechtfertigen würde. Ich erhielt wirklich den Auftrag und begann das Skizzenmodell; dasselbe stellte den König sitzend dar in Uniform, welche oben bedeckt war mit dem Hermelinpelze, in der Hand einen Herrscherstab, den linken Arm und die Hand auf dem Gesetzbuche ruhend. Es wurde angenommen, doch blieb die Frage noch schwebend, da die Ständeversammlung zu den freiwilligen Beiträgen den bedeutendsten Zuschuß geben und deren Versammlung erst abgewartet werden mußte. Erst zwei Jahre später erhielt ich die Entscheidung, wonach das Denkmal ausgeführt werden sollte.

In meinem Hause, eine Treppe tiefer, wohnte ein Student, Namens Neuber, jetzt Professor am

Gymnasium zu Wertheim, damals ein begeisterter Anhänger Hegel's. Ich lernte ihn kennen, und bald waren wir befreundet, sodaß ich gewöhnlich um 10 Uhr, wenn ich mein frugales Abendbrot, zwei Tassen Thee und Butterbrot, genossen, gelesen und gearbeitet hatte, zu ihm hinunterging; oft saßen wir bis 1 Uhr nachts, er machte mich mit den Grundzügen der Hegel'schen Philosophie bekannt. Abstracte Wissenschaft war mir bis dahin fremd gewesen, ihre Terminologie natürlich eine unbekannte Sprache. Gelang es Neuber auch nicht, mich zu einem Hegelianer zu machen, so lernte ich doch mir Mühe geben, mein Nachdenken zu schärfen, meinen Geist anzustrengen und zu üben. Manchmal kam es doch auch zu Disputationen, in denen sich Neuber herabließ, in menschlicher, d. h. mir leichter zugänglicher Weise zu reden, und dann war es mir möglich, auch meine Anschauungen nach meiner Weise aufzustellen. Neuber war ein herrlicher, trefflicher Charakter, und sein Umgang machte mir Berlin erträglicher, als es sonst der Fall gewesen wäre. Doch litt ich stets an Heimweh und pries jeden Abreisenden, den ich im Postwagen sitzen sah, glücklich. Freilich, wenn mir jemand die Wahl gelassen, abzureisen oder zu bleiben, würde ich doch das letztere ergriffen haben, denn bald hatte ich das Bewußtsein erlangt, daß ich nur bei Rauch in der rechten Schule war.

Durch einen jungen Bildhauer Runge, Sohn des früh verstorbenen talentvollen hamburger Malers Runge, hatte ich einen Empfehlungsbrief an den als Menschen hochverehrten, als Criminalisten berühmten Director Hitzig, der mich überaus wohlwollend aufnahm und mich dabei aufforderte, alle Sonntage Mittagsgast bei ihm zu sein. Seine schönen Töchter, die später verheirathete Geheimrath Kugler und die im Hause mit ihrem trefflichen Gatten wohnende Hauptmann Beier, ein Sohn, welcher jetzt als ausgezeichneter Baumeister in Berlin sich wohlverdienten Ruhm erworben, sowie eine Tante, welche das Hauswesen leitete, bildeten einen liebenswürdigen Familienkreis, welcher den nebenan wohnenden berühmten Dichter Chamisso mit seiner Familie in innigster Freundschaft mit einschloß. Dieser Umgang war für mich sehr bildend, und stets werde ich dankbar der vielen Güte gedenken, die mir im Kreise dieser herrlichen Menschen zutheil wurde.

Mit meinen dresdener Freunden und mit Thäter blieb ich in lebhaftestem Verkehr. Letzterer und ich hielten ein Tagebuch, worin wir nicht nur das, was uns begegnete, niederschrieben, sondern auch alles, was zum mündlichen Austausch Auge dem Auge gegenüber gedrängt hätte, uns mittheilten und entgegennahmen. Beide Tagebücher gingen über Dresden, wo die Freunde sie lasen, welche dann das meine

an Thäter, das des letztern an mich schickten, und so haben wir zwei Jahre damit fortgefahren. Meine Liebe und Freundschaft zu Thäter war leidenschaftlich; kamen seine Briefe an, so gaben sie mir eine Beglückung wie die einer Braut, und ich freute mich immer von neuem, wenn die Versicherungen auch seiner Freundschaft zu mir den meinigen gleichkamen. Ich trug sie oft einige Stunden uneröffnet mit mir herum, um die Freude des Lesens noch länger vor mir zu haben, oder auch ein ruhiges Plätzchen, ein behagliches Stündchen zu finden, wo ich mich dem vollen Genusse des Lesens hingeben konnte.

Von einer Erholungsreise nach Dresden zurückgekehrt, half ich Rauch an verschiedenen Arbeiten, zuletzt an der Skizze zu Dürer's Statue. Diese mußte zum dreihundertjährigen Dürer-Jubiläum in Nürnberg fertig sein. Rauch fragte mich, ob ich hinreiste. Lächelnd und verwundert antwortete ich ihm, daß mir ein solcher Gedanke nicht kommen könnte, da mir dazu alle Mittel fehlten. — Ich hatte vom Minister von Einsiedel 200 Thaler jährliche Unterstützung, wovon 40 bis 50 Thaler für Ausgaben zu meinen Studienarbeiten u. s. w. eingeschlossen waren. — Rauch eröffnete mir hierauf, wie er wünsche, daß einer seiner Schüler hinreise, damit seine Werkstatt durch denselben vertreten sei, und bot mir an, das Reisegeld für mich zu bezahlen. Ueberglücklich machte

mich die Aussicht, das interessante Fest mitzufeiern und meinen Thäter dort wiederzusehen. Es lag überdies in diesem Anerbieten Rauch's etwas sehr Ehrendes und mich Ermuthigendes, da ich der jüngste Schüler war und einer seiner ältern Schüler für sich und auf eigene Kosten hinreiste.

Es waren unbeschreiblich schöne Tage, die ich in Nürnberg verlebte, im innigsten Verkehr mit Thäter, im Anblick der herrlichen Reichsstadt und ihrer Kunstwerke. Vor allem erhob mich die dort versammelte Künstlergenossenschaft begeisterter und nach dem Höchsten der Kunst aufstrebender Talente, an ihrer Spitze der gewaltige Meister Cornelius, mit ihm seine Schule, in der Kaulbach, Herrmann und der früh verstorbene Eberle hervorragten. Der berühmte Schnorr, mein Landsmann, hatte seine schöne junge Frau mit nach Nürnberg gebracht; sein Name glänzte neben dem von Cornelius oben an. Kaulbach's Erscheinung, sein in jugendlicher Schöne blühendes feines und geistreiches Gesicht, seine Tracht, im deutschen Rock, den Hals bloß, mit violett sammtnem Baret, konnte einem das Bild Rafael's vergegenwärtigen. Viele junge Talente, die sich später einen guten Namen erworben haben, waren dabei; viele aber auch, die sich in Wort und Gebaren hervorthaten und Aufmerksamkeit erregten, sind verschollen, verkommen.

Obgleich — wie das bei meiner Vergangenheit

wol natürlich war — zurückhaltend, fast schüchtern, hatte ich doch die Freude, die Bekanntschaft der hervorragendsten jüngern Künstler zu machen.

Frohen Muthes verließ ich Nürnberg und meinen Thäter. Auf der Rückreise berührte ich Weimar. Mein erster Gang war zu Goethe's Haus, und als ich ehrfurchtsvoll davorstand und mich der großen Persönlichkeit so nahe fühlte, schon darüber hoch erfreut, trat der alte Herr zufällig an das Fenster. So erschrocken war ich über mein Glück, daß ich festgewurzelt noch dastand und hinblickte, als sich Goethe längst entfernt hatte. Ich hatte ihn gesehen! das war mir genug. Ich eilte zum Bildhauer Kaufmann, dem ich meine Freude mittheilte. „Sie müssen zu Goethe, er wird sich freuen, von Nürnberg und Rauch zu hören, ich werde Sie melden", war seine Erwiderung. Ich erschrak über seinen Vorschlag und bat ihn, nicht so thöricht zu sein, dies zu thun; was sollte Goethe an einem jungen unbekannten und unbedeutenden Menschen für ein Interesse nehmen, um sich nur einen Augenblick stören zu lassen?

Aber am andern Morgen kam Kaufmann früh zu mir und kündigte mir an, daß ich um 8 Uhr bei Goethe sein sollte. Ich war sehr überrascht und wurde fast unwillig gegen Kaufmann, der mir indeß Muth machte, mich bis ans Haus begleitete und unten mich erwarten wollte. Beklommen stieg ich

die Treppen hinan. Das Zimmer, wo Goethe mich empfing, war nicht sein kleines Arbeitszimmer, wie ich später gesehen habe; er hatte, irre ich nicht, einen hellen, graugelblichen Tuchrock an; seine Erscheinung fand ich nicht anders, als sie von vielen geschildert ist. Er war mild und freundlich, fragte mich nach dem Verlaufe des Dürer-Festes und nach Rauch's Thätigkeit; ich gab ehrerbietig meine Antworten und nahm den Augenblick wahr, wo ich glaubte, daß er mich entlassen wolle. Beglückt eilte ich die Treppe hinunter, dankte Kaufmann nun, daß er meinen Besuch eingeleitet, und kam vergnügt in Berlin an, wo aber meine frohe Stimmung alsbald eine Niederlage erlitt.

Ich fand einen Brief meines Vaters vor, der mich in tiefe Traurigkeit und Sorge versetzte. Er schrieb mir, daß er zwar die eine Hauptgläubigerin so weit befriedigt und außer den frühern, zu einem Kapitale angewachsenen Zinsen auch einen Theil des Kapitals selbst abgezahlt habe, daß aber der andere Gläubiger, welcher 250 Thaler auf dem Häuschen stehen hatte, das Kapital zurückgezahlt haben wolle. Da das Haus alt und der Reparatur bedürftig, so würde er so viel Geld nicht darauf geborgt erhalten, zumal die Summe nicht als einzige Hypothek darauf haftete. In diesem Falle wäre Verkauf, wol gar Subhastation eingetreten. Der Küsterdienst hing vom Besitz eines wenn auch

noch so kleinen Hausgrundstücks ab. War das Haus weg, so mußte der Küsterdienst aufgegeben werden: wovon dann leben? Die Existenz stand auf dem Spiele.

Mein Vater fragte an, ob ich irgend Rath wüßte, das Geld irgendwo leihen könnte. Zu wem sollte ich gehen? Ich sann hin und her und erschloß mich endlich mit gedrücktem Herzen meinem Freunde Neuber, den ich als wohlhabend kannte. Ich vermochte ihm freilich gar keine Garantie zu bieten als den redlichen Willen, ihm das Geld zurückzuzahlen, sobald ich es vermöchte. Der liebe treffliche Mensch war ohne einen Augenblick Zögerung mit Freuden bereit, schrieb an seine Mutter und händigte mir bald 300 Thaler ein — natürlich ohne Zinsen und mit der Hinzufügung, daß ich das Kapital zurückzahlen könne, wenn es mir möglich sein werde. Ich schickte meinem Vater das Geld, mehr als die Schuld betrug, denn ich wollte ihm gründlich helfen, da ich wußte, daß das Häuschen neu mit Schindeln gedeckt werden sollte.

Der Brief, den ich von meinem Vater auf die erste Nachricht und auf Sendung des Geldes erhielt, rührte mich tief. Unbeschreiblich war die Freude der Aeltern, die nun, von schwerster Sorge befreit, befreit auch von jeder Furcht vor Sorge für die Zukunft, ein Glück genossen, wie sie es seit Jahrzehnten kaum mehr gehofft hatten. Da ich die Rückzahlung auf

mich genommen hatte, so fühlten sie sich nun frei von jedem Plack und Druck und konnten ruhig wie andere Menschen ihren bescheidenen Anforderungen an das Leben ohne Zwang und ohne absolute Entbehrung genügen.

Bei größter Sparsamkeit und ohne mir nur je die geringsten Extravaganzen zu erlauben, konnte ich mit 200 Thalern, die Ausgaben für meine Studien inbegriffen, nicht mehr auskommen. Auf Bitten und durch Vermittelung des Oberfactors Trautschold in Lauchhammer erhielt ich vom Minister von Einsiedel 300 Thaler für das Jahr. Ich ließ mir nun einen Mantel, den ich bis dahin nicht gehabt hatte, machen: ein nie genossenes Behagen im kalten Winter! Ich kam mir so curios darin vor, daß ich ihn das erste mal abends anzog, um mich einzugewöhnen; ich hatte das Gefühl, als müßte ich jedem auffallen.

Durch Neuber lernte ich dessen Freund, einen andern Studenten, Namens Wibel aus Wertheim, kennen. Nach Neuber's Abreise wollten wir zusammenwohnen; doch wurde Wibel von seinem eben angekommenen Vetter, Dr. d'Alton, der sich als Privatdocent an der Universität habilitiren wollte, aufgefordert, mit ihm zusammenzuziehen. Ich fand ein freundliches Stübchen bei einer stillen Frau Unter den Linden. Wibel wurde aber bald darauf an einem Nervenfieber, Abdominaltyphus, krank, und d'Alton

bat mich, als Wibel's nächsten und einzigen Bekannten und Freund in Berlin, ihm in der Pflege beizustehen. Wir verließen Tag und Nacht sein Bett nicht, ein fast achttägiges ununterbrochenes Delirium machte die Pflege qualvoll, die letzten Tage legte man ihm Eis um den Kopf, am neunten Tage der Krankheit verschied er. Mich hatte diese Krankenpflege und dieser Todesfall körperlich und gemüthlich sehr angegriffen. Seitdem blieb ich befreundet mit d'Alton, der Rauch's Schwiegersohn wurde und den Ruf als Professor der Akademie an Mekel's Stelle in Halle erhielt, wo er im Jahre 1852 oder 1853 starb.*)

Nach dem ersten Jahre meines Aufenthalts in Berlin kam auch Friedrich Drake aus Pyrmont, jetzt Professor und berühmter Bildhauer in Berlin, in die Rauch'sche Werkstatt, kurz darauf Steinhäuser aus Bremen, jetzt sehr namhafter Bildhauer in Rom; beide überaus talentvoll, namentlich zeichnete sich Drake aus, indem er alles mit der größten Leichtigkeit und Schönheit durchbildete. Die ältern, praktisch und technisch sehr gebildeten Schüler Rauch's, die ich vorfand, als Sanguinetti, Bräunlich, welche auf mich sehr mitleidig herniedersahen, sind ziemlich unbekannt geblieben. Troschel lebt nun seit fünfundzwanzig Jahren in Rom. Kiß, ein Schüler Tieck's und jetzt

*) Professor d'Alton starb am 25. Juli 1854.

als Bildhauer sehr bekannt, dessen herzliche Persönlichkeit mich sehr ansprach, wurde mir Freund, und da er sich bald verheirathete, brachte ich manche heitere, still behagliche Abendstunde bei ihm zu.

Daß Achtermann aus Münster, welcher einunddreißig Jahre alt nach Berlin kam, bis dahin hinter dem Pfluge hergegangen war und Crucifixe geschnitzt hatte, von Rauch aufgenommen wurde, dazu half ich beitragen durch Fürbitte bei Rauch, welcher wegen Achtermann's Alter keinen Muth hatte, ihn zu behalten. Ich redete Rauch zu, doch einen Versuch zu machen, ging auch mit Achtermann zu Schadow, um ihm — dem schüchternen Landmann — die Aufnahme auf die Akademie durch mein Dabeisein und für ihn Mitsprechen zu erleichtern. Ich hatte das alles im Laufe der Jahre vergessen, Achtermann rief es mir, als ich in Rom war, durch Erzählen ins Gedächtniß zurück.

Achtermann ist berühmter Bildhauer in Rom. Er kam als ein überaus einfacher, wahrhaft demüthiger frommer Mensch nach Berlin, und er wird dies in seinem Innern gewiß jetzt noch sein. Nur hat er leider gesehen, daß diese Frömmigkeit und Demuth ihm sehr nützlich geworden ist, und so ward das, was ihm erst unbewußt innewohnte und Theilnahme und Interesse für ihn erregte, leider mehr zum Bewußtsein, sodaß es sehr bemerkbar hervortritt.

In näheres Verhältniß trat ich zu dem Maler und Dichter Reinick, der mir später ein lieber, theurer Freund wurde. Von Nichtkünstlern waren es Kugler, Gruppe, Professor in Berlin, Erdmann, jetzt Professor der Philosophie in Halle, Schöll, Hofrath in Weimar, und Wackernagel in Basel, mit denen ich öfters verkehrte. Irre ich nicht, lernte ich die meisten im Verein der jüngern Künstler kennen.

Ich arbeitete mit großem Fleiß und Lust, aber auch nicht ohne innerlichen Kampf. Drake's Leichtigkeit und Geschmack des Vortrags war mir eine stete Anregung, und daß mir das Gleiche zu thun schwer wurde, ja versagt war, schlug mich oft nieder. Ich blieb in einem fortwährenden Kämpfen und Ringen nach dem, was ich nicht erreichen konnte, und deshalb war ich selten froh, fast nie recht glücklich und heiter. Meine Mitschüler entwarfen nie Compositionen, sie zeichneten nicht, über Kunst wurde selten gesprochen; es waren äußerliche Menschen, die ihre tägliche Aufgabe abarbeiteten und dann daran dachten, wie und wo sie den Abend heiter zubringen möchten. Drake war hiervon auszunehmen, ihn erfüllte ein echt künstlerisches Streben, aber obgleich wir gut miteinander standen, fühlten wir doch keinen sympathischen Zug zueinander. Steinhäuser, nicht minder strebend, war zurückhaltend, etwas unfreundlichen und grämlichen Wesens und viel jünger als ich.

Ich war von Gedanken und Ideen bewegt und erfüllt, die aber keine recht künstlerische Gestalt annehmen wollten; wenig zum Componiren angeregt, fühlte ich doch den lebhaftesten Drang dazu in mir. Rauch kümmerte sich darum fast gar nicht, in seinem Lebensgange war er auch auf sich selbst angewiesen gewesen; er sprach nicht viel, corrigirte nicht mit Gründen und Beweisen, sondern er schnitt, änderte, setzte an und ordnete alles mit einigen meisterhaften Strichen, sodaß es auch ohne Beweise klar wurde, und ich habe stets gefunden, daß diese praktische, thatsächliche Correctur die instructivste bleibt. Allein beim Entwerfen einer Idee geht es nicht ab ohne Beweise und Gründe für oder gegen, um das Rechte und Falsche zu zeigen, und auch das größte Talent braucht darin Uebung und wird durch guten Rath gefördert. Ich fühlte wol, was schön, recht und geistvoll war, doch da alles, was ich machte und componirte, weit hinter dem zurückstand, was ich erstrebte, so verlor ich, rathlos wie ich war, den Muth und das Selbstvertrauen, versank oft in melancholische und hypochondrische Stimmungen; ja selbst die Genugthuung, daß ich nach dem Weihnachtssemester 1827—28 im Actsaal die silberne Medaille erhielt, änderte darin nichts und ließ mich unberührt.

Aber ein anderer glücklicher Umstand trat ein, der wohlthuend auf mich wirkte. Rauch wollte mehrere

seiner Arbeiten in Kupfer stechen lassen; ich schlug ihm meinen Freund Thäter vor, von dem ich ihm Arbeiten zeigte. Rauch ging darauf ein, und Thäter ergriff diesen Auftrag mit Freuden. Er kam nach Berlin. Mein Glück war unbeschreiblich, den lieben, lang ersehnten und schwer vermißten Freund wiederzuhaben, in dessen Nähe mir stets wohl wurde. Wir bezogen eine Stube in der Mittelstraße, geräumig genug, um behaglich zu existiren.

Ein ehemaliger Mitschüler der dresdener Akademie, Namens Gretzsel aus Kottbus, welcher in Berlin sein Militärjahr als Freiwilliger abdienen mußte und in seiner Freizeit im Atelier des Professors Wach fortstudirte, wünschte mit uns zusammenzuwohnen, was Thäter und ich gern eingingen, da der Raum es noch gestattete und wir an ihm einen wackern und gebildeten Studiengenossen hatten, welcher mit rührender Liebe an seiner Kunst hing, doch ohne Erfolg, weil er ohne Talent strebte und rang. Gretzsel hatte früher in Jena Theologie studirt und war wegen des damals üblichen Verdachts, an demagogischen Umtrieben sich betheiligt zu haben, relegirt worden.

Durch unser Beisammensein genossen wir gar manche heitere Stunde, und keiner fühlte die Einsamkeit in der großen Stadt, keiner entbehrte zu schwer den Genuß der freien Natur. Unser öfterer Besuch

war der liebenswürdige Reinick, ein feines, liebevolles Naturell.

Rauch wünschte, daß ich eine freistehende runde Figur machen möchte, und ich wählte mir die Aufgabe eines jugendlichen David, den Blick gehoben, die Hände auf dem Schwerte ruhend, den linken Fuß auf das Haupt des Goliath gestützt. Ich würde jetzt die Aufgabe nicht so zu lösen suchen, denn es hat etwas menschlich Widerstrebendes und Rohes, den Fuß auf ein menschliches Haupt zu stützen, und wäre es das gehaßteste. Die Schwierigkeit der Darstellung eines in seinen Theilen harmonisch zusammengehenden Körpers, die mangelhafte Natur, und die Schönheit der Antike, die benutzt, aber nicht angewendet werden soll, erregte in mir die härtesten Kämpfe und Zweifel.

Professor Tieck, dessen Werkstatt eine Treppe höher war und der täglich die Rauch'sche Werkstatt durchging, wol auch hier und da corrigirte, sagte einst: „Was sehen Sie so verstimmt aus? Sie wollen wol gleich ein Meisterstück machen? Das geht nicht. Lassen Sie das Rauch nicht merken.“

Rauch war durch und durch gesund an Geist und Körper, ihm war das Extravagiren in Empfindungen, Phantasien und Stimmungen zuwider, ebenso leidenschaftlicher Ehrgeiz. Er verlangte, was er selbst war und that, — reine Liebe, volles Aufgehen

in der Kunst, Streben nach besten Kräften, nichts zu viel und nichts zu wenig. Jeder sollte streben zu erreichen, so weit ihm die Flügel gewachsen wären, aber das ganz, und nicht darüber hinaus sich mit leerem Ehrgeiz quälen. Rauch war unerbittlich gegen sich selbst und konnte, wenn ihm in seiner Arbeit etwas misfiel, das Resultat monatelanger Mühe vernichten, unermüdlich von neuem beginnen. Er strebte wie ein Jüngling und mühte sich, als sei sein Leben bisher ohne Resultat gewesen. Er war bescheiden im tiefsten Sinne des Worts, manche Aeußerung von ihm hat mich in dieser Beziehung wahrhaft gerührt und hätte Tausende beschämen müssen. Ebenso war er auch neidlos; er konnte sich an allem wahrhaft erfreuen, wo etwas Gutes und Schönes erreicht war, ja selbst dann, wenn er vielleicht selbst fühlte, daß dies ebenso zu erreichen seinem gerade ihm eigenthümlichen Talente versagt bleiben müßte. Mochte ein solches Werk nun von einem Meister etwa wie Thorwaldsen sein, oder von einem jungen obscuren Künstler, sein Mund floß dann von Freude und Lob über, und er wünschte und suchte jeden, wo er konnte, an dieser Freude und Anerkennung mit zu betheiligen.

So ist er auch immer jugendlich geblieben, weil er jede Arbeit, als hätte er noch nichts erreicht, mit einem immer frischen Anlauf und Eifer begann, er

ist bis in sein spätes Alter so fortgeschritten, daß er mit dem siebzigsten Jahre sein größtes und bestes Werk, das Monument Friedrich's des Großen, vollendete.

Während ich mich nun an meinem David mühte, rückte die jährliche Concurrenz um das akademische Reisestipendium nach Italien heran. Als Ausländer konnte ich es nicht erhalten, doch mit concurriren durfte ich, wenn ein Act nach der Natur und eine Skizze nach einer aufgegebenen Composition mich dazu qualificirten. Rauch hatte nichts dagegen, meine ältern Mitschüler lächelten über diese Keckheit. Ich selbst fühlte mich in technischer und praktischer Hinsicht weit hinter ihnen, doch wußte ich etwas in mir, was mir ein Recht zum Wettkampf gab, den eigentlich künstlerischen Sinn.

Nachdem ein Probeact gemacht war, wurden unter den sich Anmeldenden vier gewählt, außer mir zwei Schüler von Rauch und ein Schüler von Wichmann. Wir mußten zusammen eine Probecomposition, ich weiß nicht mehr welchen Gegenstand, in Einem Tage und vereinigt in Einem Raume entwerfen und den Tag darauf, jeder einzeln in einem besondern Zimmer, die auszuführende Concurrenzskizze. Der Gegenstand war: Penelope, ihrem Gemahl Ulysses folgend, welcher den Wagen besteigen will, wird von ihrem Vater Ikarios gebeten, bei ihm

zu bleiben. Länge und Höhe des Reliefs wurde bestimmt, neun Wochen Arbeitszeit und 20—25 Thaler zur Bestreitung der Modelle und Abformung ꝛc. Jeder erhielt nun ein Zimmer und mußte versprechen, niemand zu sich zu lassen. Ich ließ jetzt mein Thonmodell des David stehen — später riß ich es ein, weil viel daran zu Grunde gegangen war — und warf mich mit Eifer auf mein Relief. Ein Wort Rauch's am andern Tage, nachdem die Skizzen besichtigt worden waren, in dem er anerkennend von meiner Arbeit sprach, erhob mich ungemein und gab mir eine gewisse Basis, eine Sicherheit, worauf ich feststehend ruhig fortarbeitete.

Ich war thätig von früh 6 Uhr bis abends gegen 8 Uhr, mittags gönnte ich mir eine Stunde Unterbrechung. Obgleich ich wußte, daß meine Mitconcurrenten mich an Gewandtheit, Uebung im Modelliren, an Kenntniß in Form des Körpers und der Gewandung übertrafen, so verfolgte ich doch mein Ziel mit leidenschaftlichem Eifer und nicht ohne Ehrgeiz, womit aber zugleich das drängendste Bedürfniß verbunden war, durch ein glückliches Gelingen gleichsam eine Gewißheit meiner Berufung zur Kunst in mir zu erlangen. Meine Leidenschaftlichkeit ließ im Falle des Nichterfolgs Schlimmes für meine Gesundheit befürchten, denn ich arbeitete täglich über zwölf Stunden und fühlte mich außerordentlich angegriffen.

Meine Freunde hielten mir das Unrecht solchen Strebens vor, ich fühlte die Wahrheit sehr wohl, suchte mich auch auf den richtigen Standpunkt zu stellen und mich auf ein ungünstiges Resultat vorzubereiten, doch wollte mir's nicht recht gelingen, mich bei dem Gedanken zu beruhigen, daß meine Anstrengung vielleicht ohne Erfolg bleiben könnte.

An dem Tage, als die Reliefs auf der öffentlichen Kunstausstellung aufgestellt werden mußten, um vom akademischen Senat beurtheilt zu werden, ging ich früh aus dem Hause, auf den Straßen einige Ruhe und Zerstreuung zu finden suchend. Ich sah von weitem Rauch nach der Akademie gehen, das Herz schlug mir hoch; in einer halben Stunde vielleicht hatte er über mich zu entscheiden. Ich ging ihm weit aus dem Wege, und erst nach Stunden kam ich in meine Wohnung zurück. Da sah ich meinen Freund Thäter in seinen sonntäglichen Kleidern. Erstaunt fragte ich, warum? „Weil heute ein Feiertag für mich, und weil dein Ehrentag ist: du hast den Preis!" Er hatte auf der Ausstellung an meinem Relief das Zeichen des Preises, einen Lorberkranz, hängen sehen. Jubel, Lachen und Thränen wechselten bei mir, ich umarmte Thäter und eilte nun zu Rauch, der mich wahrhaft väterlich mit gerührten Worten und feuchten Augen empfing und mir das Beste über meine Arbeit sagte. Mein Glück war

übermäßig, mein Zweifeln an mir und meinen Fähigkeiten machte einem muthigern Glauben an meine künstlerische Bestimmung Platz. Nach mir hatte Matthiä, Schüler Wichmann's, den zweiten, für das Stipendium den ersten Preis erhalten.

Der akademische Senat erließ nun ein Schreiben an die sächsische Regierung und empfahl mich dort für ein sächsisches Reisestipendium, das mir auch mit 1200 Thalern auf drei Jahre bewilligt wurde.

Nicht ohne Sorge dachte ich jetzt an meine Verpflichtungen in Lauchhammer, sie schlossen natürlich eine weitere künstlerische Entwickelung aus. Allein der Graf von Einsiedel kam in seiner gemeinnützigen und edeln Weise allen meinen Verlegenheiten zuvor. Er schrieb mir von seiner Theilnahme an meinem Erfolg und wie er es für unrecht halten würde, mich durch meine eingegangenen Verpflichtungen zu binden. Er freue sich, beigetragen zu haben, mich in meiner Ausbildung zu fördern; gern sei er bereit, mir ferner beizustehen, wenn ich seine Hülfe brauche. Er ließ mir dieselbe denn auch in edelmüthigster Weise angedeihen, bis ich ein halbes Jahr darauf Rauch nach München begleitete, ihm an seinen dortigen Arbeiten half und in Stand gesetzt war, bis zu meiner Reise nach Italien eine weitere Unterstützung zu entbehren.

Ich reiste nach Dresden und Pulsnitz, mich von meiner Anstrengung zu erholen und die Freude meiner

Aeltern zu theilen, den Nachgeschmack von dem Glücke zu genießen, das sie in Befreiung von der Hypothekenschuld gefunden hatten. Es waren schöne Tage! Im Vollgefühl von Glück sah ich meinen Vater mehrmals die Hände falten und, den Blick nach oben gerichtet, die Worte ausrufen: „Herr, was bin ich und mein Haus, daß du meiner gedenkest!" — Ich sah den lieben, theuern Vater zum letzten mal.

Die Mutter, welche ein schweres, zu Sorgen geneigtes Gemüth hatte, fand ich diesmal ganz besonders heiter und stillselig.

Auf der Rückreise nach Berlin ging ich über Lauchhammer, die Trautschold'sche Familie zu besuchen. Ich ward herzlich aufgenommen und trug einen tiefen Eindruck von Albertine*) hinweg. Auch deren Bruder Eduard Trautschold, den jetzigen Oberhüttenmeister, lernte ich daselbst kennen. Er war als Student der Bergakademie in Ferien, und es wurde damals zwischen uns der Grund zu einer innigen treuen Freundschaft fürs Leben gelegt. Er und Thäter sind die meinem Herzen nächsten Freunde geblieben, und von keinem wüßte ich, welcher trefflicher wäre. Was ich von Tugenden an Thäter gerühmt, sie schmücken auch Trautschold: eine unerschütterliche Frömmigkeit, unbedingte Wahrheit und Wahrhaftigkeit des

*) Rietschel's nachherige erste Frau.

Charakters, und alles, was auf diesen beiden Grundpfeilern ein tugendhaftes Gemüth fortbaut.

In Berlin half ich Rauch an verschiedenen Arbeiten. Er ließ mich immer mehr sein Vertrauen und seine Zuneigung fühlen, was mich sehr beglückte. Er traute mir nun aber mehr zu, als ich zu leisten vermochte. Ich hatte noch keine Büste nach der Natur gemacht und sollte für ihn Schleiermacher's Büste anlegen. Die Angst, für Rauch eine Anlage zu machen, bei der ich meine ganze Unzulänglichkeit fühlte — und nun noch dazu Schleiermacher, dessen Name und geistvoller Blick mir so imponirten, daß ich ganz befangen wurde — ließ mich Rauch bitten, mich von dieser Aufgabe zu entbinden. Ich konnte ihm hierbei noch nichts nutzen.

Es war die Weihnachtszeit 1828, als ich die Nachricht von dem Tode meines geliebten Vaters erhielt. Er war infolge eines Schlaganfalls nach neun Tagen, am 21. December, gestorben.

Der Tod meines Vaters erschütterte mich tief; ich fühlte das Bedürfniß, meinem Schmerze und meiner Sehnsucht nach dem geliebten Todten künstlerischen Ausdruck zu geben; ich fiel auf das Wiedersehen Joseph's mit seinem Vater Jakob, der mit seinen Söhnen nach Aegypten zog. Der Gegenstand bot mir Gelegenheit zu einer großen Zeichnung in Form eines Frieses. Ich zeichnete vier Wochen lang mit größter

Hingebung des Abends daran. Es war die erste Composition, die ich mit klarerm Verständniß gemacht und durchgeführt hatte, doch war ich zaghaft und hielt dafür, daß sie doch nichts oder nicht viel zu bedeuten habe. Ich zeigte sie am Compositionsabend im Künstlerverein nicht ohne Schüchternheit vor, wo sie aber ungetheilten Beifall erntete. Nun hatte ich den Muth, sie Rauch zu zeigen, der zu meiner Ueberraschung ganz warm dafür wurde, sie einige Tage zu behalten wünschte, sie verschiedenen Freunden zeigte und sich in anerkennendster Weise über mich aussprach. Ich schickte die Zeichnung nach Dresden, wo sie sehr gefiel. Herr von Quandt kaufte sie mir für 100 Thaler ab — ein unerwartet glückliches Ereigniß für mich.

Rauch trug mir an, ihn im Juni 1829 nach München zu begleiten, wo er die kolossale Statue des Königs Max zu vollenden hatte. Ich sollte ihm helfen, bei ihm wohnen, kurz, ihm Umgang und Hülfe sein. Man kann sich denken, wie dieser Beweis von Rauch's Zuneigung und Vertrauen mich erfreute. Bei der sächsischen Regierung kam ich ein, mein Reisestipendium erst nach meinem Aufenthalt in München benutzen und auch dann vorerst nur einen Theil desselben auf eine neunmonatliche Durchreise durch Italien verwenden zu dürfen, um, zurückgekehrt, das Monument des Königs Friedrich August

auszuführen, falls bis dahin diese Angelegenheit von den Ständen definitiv entschieden worden wäre.

Ich reiste mit Rauch in schönster Jahreszeit und glückselig nach München ab. So comfortable — Rauch hatte eigenen Wagen und Extrapostpferde — war ich noch nie gereist. In Weimar wurde einen Tag lang gerastet. Rauch nahm mich mit zu Goethe, dessen bekannte Statuette im Oberrock etwas geändert werden sollte, da Goethe sich beklagt hatte, daß sie ihm zu dick erschiene. Rauch änderte, modellirte vorn und nahm ab, ich arbeitete etwas an der Rückenseite, während der alte Herr zwischen uns stand, liebenswürdig erzählte und dann Kupferstiche zeigte. In Wort und Blick äußerte er einen unbeschreiblich milden Ausdruck. Wir blieben zu Tisch, wobei Kanzler von Müller mit zugegen war, fuhren nachmittags mit dem jungen Goethe aus und blieben auch beim Abendtisch. Goethe sprach lebendig von seiner Harzreise und den Tagesereignissen; über uns alle war eine behagliche Stimmung verbreitet.

Ich war glücklich über die Gunst meines Schicksals, das mir vergönnt hatte, zu erleben und zu genießen, was so vielen, die mehr Berechtigung hatten, versagt blieb. Leider bin ich, nach junger Leute Art, nicht so umsichtig und aufmerksam gewesen, was Goethe that, sagte, wie er aussah, gekleidet ging u. s. w., zu betrachten und in mich aufzunehmen, so-

daß mir nur das allgemeine Bild, aber wenig von Specialitäten geblieben ist.

In München gefiel es mir ungemein. Mein Freund Thäter kam auch nach vier Wochen von Berlin an, um längere Zeit zu bleiben. Ich wohnte und lebte höchst angenehm. Rauch's Umgang war ungemein anregend; herrlicher Genuß, täglich mit ihm beim Frühstück und Mittagessen beisammen zu sein, oder auch kleine Partien mit ihm zu machen! Abends war ich für mich, da Rauch in Gesellschaft ging. Ich hatte mit den vorzüglichsten der jüngern Künstler Umgang. Thäter, Moritz von Schwind und dessen Landsleute, Binder, Schulz und Schaller, sowie ich bildeten oft einen kleinen Club im Bierhause. Auch nahm ich zuweilen an einem andern kleinen Kreise theil, der aus Künstlern und Studenten bestand, wo ich Kaulbach traf, auch Kohl, den bekannten Reisenden. Später kam der treffliche Neuber nach München, um dort noch ein Semester zu studiren. In der liebenswürdigen Familie des preußischen Gesandten von Küster hatte ich durch Rauch Zutritt erhalten und war oft dort; auch zu Schnorr kam ich zuweilen, an Cornelius aber wagte ich mich nicht. Man rühmte mir zwar sein Wohlwollen, seine theilnehmende Güte, doch hielt mich das Gefühl der tiefsten Ehrfurcht fern.

In der Werkstatt half ich Rauch an der Figur der Bavaria am Postamente des Königs Max, während

die beiden andern Schüler Rauch's, Sanguinetti und Berges, an der Königsstatue arbeiteten, die sie, als wir nach München kamen, nach einem lebensgroßen Hülfsmodelle schon ziemlich weit vorbereitet hatten.

Gegen Ende October war das Werk in Thon vollendet. Rauch reiste nach Italien, und ich begleitete ihn bis Innsbruck. Die herrliche Alpenkette war stets bei unserm Frühgange in die Werkstatt ein Ziel meiner Sehnsucht gewesen. Wenn der Schnee, durch die Morgensonne beleuchtet, von den blauen Bergen herüberschimmerte, dann weckten sie Reiselust und frischen Muth in die Ferne; und wenn sie im Abendschein fern zu erglühen schienen, füllten sie die Seele mit Bildern voll Schönheit.

Tiefe Nebel begleiteten uns bis ins Innthal; dort stiegen sie empor und enthüllten meinem erstaunten Auge geahnte, aber nie für möglich gehaltene Pracht. Rauch war die Güte und Theilnahme selbst, voller Freude über die meinige. Als er am andern Morgen früh 6 Uhr von Innsbruck abreiste und ich zurückblieb, um denselben Tag wieder nach München umzukehren, da wurde mir der Abschied unendlich schwer; ich sah, daß er auch ihm nicht leicht war. Meine ganze Liebe, Verehrung und Dankbarkeit folgten dem trefflichen Meister und Freund.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Cartonnirt 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Ideale und Irrthümer.

Jugend-Erinnerungen

von

D. Karl Hase.

Zweite Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die von dem berühmten Kirchenhistoriker Geh. Rath Professor Hase in Jena veröffentlichten Erinnerungen aus seinem Jugendleben erregten nicht nur bei seinen zahlreichen Freunden und Schülern, sondern in allen gebildeten Kreisen das lebhafteste Interesse und liegen bereits in zweiter Auflage vor. In den persönlichen Erlebnissen des Verfassers spiegeln sich zugleich die Bestrebungen ab, von denen die deutsche akademische Jugend während des zweiten und dritten Decenniums dieses Jahrhunderts erfüllt war.

Joachim Nettelbeck,
Bürger zu Kolberg.

Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet,
herausgegeben von J. C. L. Haken.
Vierte Auflage.
2 Theile. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Zu den deutschen Volksbüchern, die nach Inhalt und Form auf diesen Namen vollen Anspruch haben und fortgesetzt die weiteste Verbreitung verdienen, zählt anerkanntermaßen die Selbstbiographie Nettelbeck's, welche hier bereits in vierter Auflage vorliegt. Durch wohlfeilen Preis bei gefälliger Ausstattung empfiehlt sich das Werk namentlich auch für die reifere Jugend.

Der alte Heim.
Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's.

Nach hinterlassenen Briefen und Tagebüchern
dargestellt von
Georg Wilhelm Keßler.
Dritte Auflage.
Mit Heim's Bildniß. 2 Thle. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Der „alte Heim" ist durch seine seltenen Eigenschaften als Arzt und als Mensch, seine geniale Natur und seinen kindlich frommen Sinn zu einer durchaus volksthümlichen Charaktergestalt geworden. Seine Biographie, größtentheils mit Heim's eigenen Worten erzählt, gehört deshalb zu den Lieblingsbüchern der Nation und fand auch in der dritten Auflage, deren Preis sehr niedrig gestellt ist, wieder zahlreiche neue Freunde.

S. 110/111 mit Klebeband „repariert"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.